Nr. 21. Jahrgang V. Berlin, 22. Mai 1896.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**“ erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „**Jeschurun**“ Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Anzeigen werden mit **25 Pfg.** für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet. Bei Wiederholungen oder größeren Aufträgen tritt eine Preisermäßigung ein. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen für dieses Blatt entgegen.

Inhalt:

Glückspilz und Pechvogel.

(Zu den Lehrerkonferenzen am 24. und 25. Mai.)

Das Schöpfungswerk war nahezu vollendet. Der Weltenschöpfer hatte Himmel und Erde, Ströme und Meere geschaffen. Am Himmelszelt im blauen Aether war die ewige Lampe, die Sonne angezündet worden, und mild leuchteten Mond und Sterne am nächtlichen Himmel. Auf dem Lande und im Wasser tummelte sich in Jugendfrische die Tierwelt — zwei-, vier- und vielbeinig: mächtige Saurier und riesige Fische, Schlangen und Ungeheuer aller Art belebten die in üppiger Pracht grünenden Gefilde.

Der große Zeiger an der Weltenuhr rückte mit donnerähnlichem Geräusch der Sabbatstunde immer näher. Der sechste Schöpfungstag neigte sich seinem Ende zu, es wollte Abend werden. Da griff der Allmächtige noch einmal in die Rüstkammer, in die geheime Werkstätte der Natur, — ein Wink von ihm, und zwei neue Schöpfungen entwanden sich der Form, die Myriaden von Geschöpfen Gestalt gegeben. Die Neugeschaffenen waren der Glückspilz und der Pechvogel.

Lange betrachtete der Schöpfer das Dioskuren-Paar, das so ähnlich an Gestalt, so verschiedene Lebenswege wandeln sollte. Dann ertönte das Gotteswort: „Wandern!“ Und die Wanderung begann, und heute noch ziehen der Glückspilz und der Pechvogel durchs Leben, die gleiche Art aufs neue stets erzeugend, und werden bleiben bis an der Welten Ende.

Den Glückspilz näher zu beschreiben, ist wohl eine unnötige Mühe. Wer kennt ihn nicht, den Glücklichen, der nach allem seine Hand ausstreckt, ohne Mühe alles erreichen, alles erringen kann? Wer kennt ihn nicht, den Glückspilz, den Ueberall und Nirgends, der seine Bestimmung nicht kennend, sich selbst für unfehlbar, für den Schöpfer seines Glückszustandes hält?

Der Pechvogel hingegen, der echte Pechvogel ist der Lehrer, das Stiefkind der Menschheit, so weit Zivilisation reicht. In der Regel in Armut geboren, hat er die höchste Mission, die edelste Aufgabe, die je einem Menschenkinde geworden: die geistige Veredlung der Menschheit.

Im zarten Jünglingsalter beginnt der Lehrer die Vorbereitungen für seinen schweren Beruf. Noch jung an Jahren betritt er den Dornenpfad seiner Wirksamkeit, und im Silberhaar noch wirkt und schafft er; und sein Schaffen und Wirken ist ihm lieb und teuer geworden, und doch haben Not und Sorgen gar häufig in seine stille Häuslichkeit geblickt, gar oft an seine Thür geklopft! Und wenn Alter oder Krankheit ihm gebieterisch ein Halt zurufen, ihm nicht länger gestatten, der Leiter, der Lehrer der Jugend zu sein, dann ist er und was er geleistet gar bald vergessen, und er darf von Glück sagen, wenn ihm ein Stückchen Brot geblieben, um im Alter nicht — zu hungern.

Jeder Stand, jedes Gewerk bildet Vereine, um im festen Zusammenhalten, im gemeinsamen Handeln die eigene Wohlfahrt zu befördern, um als vielköpfige Kraft, als gebietende Macht dem Kapital Gesetze vorschreiben zu können.

Die Lehrer der Gegenwart bilden wohl auch Vereine, und viele Meilen hindern sie nicht, ihren Versammlungsort aufzusuchen. Aber die Selbstlosigkeit, die Selbstverleugnung, die dem Stande eigen, läßt den Lehrer nicht an die eigene Wohlfahrt, an die eigene Prosperität denken; nur an die Jugend, an die Schule wird gedacht, und jede Verbesserung, jeder Fortschritt, die in Wort und Schrift, im Gedankenaustausch als eine Gedenktafel da aufgerichtet worden, werden ohne Rücksicht auf das eigene Wohlergehen, lediglich nur dem allgemeinen Besten gewidmet.

Und die Väter und die Mütter, deren Kinder des Unterrichtes noch bedürfen, lesen alsdann die oft gehaltvollen Reden, die am letzten Vororte des Lehrer-Vereins gehalten worden; sie lesen vielleicht die vielspaltigen Zeitungsartikel, die von der Wirksamkeit der Lehrer sprechen, — lesen sie und — gähnen.

Und die Lehrer? Nun, die haben ihre Sparpfennige dem Wohle der Jugend, der künftigen Generation wiederum zum Opfer gebracht, arbeiten weiter in ihrem Berufe mit treuer Liebe, und bleiben, was sie immer gewesen: — Pechvögel.

R. E. Sch.

Der Tanz um das Goldene Kalb.

Von Dr. J. Rülf, Memel.

Es ist noch nicht allzulange her, da schickte mir ein lieber Freund und Kollege, Rabbiner einer der angesehensten Gemeinden Deutschlands, eine am Versöhnungstage gehaltene und auf Wunsch seiner Hörer gedruckte Predigt, mit demselben Titel und Inhalt, wie dieser Artikel. Allerdings steht der Versöhnungstag mit der Sache in genauer Beziehung, denn nach der Ueberlieferung war es am zehnten Tage des Monats Tischri, also am Versöhnungstage, da Mose zum zweiten Male mit den steinernen Tafeln, worauf die zehn göttlichen Worte eingegraben waren, vom Berge Sinai herabkam und gleichzeitig auch die Versöhnung für die Sünde des Goldenen Kalbes mitbrachte.

Diese Sünde war wohl die schwerste, welche Israel je begangen hat. Es hatte seinen Gott verleugnet, kurz nach der wunderbaren Errettung und Befreiung aus der Sklaverei Egyptens, unmittelbar nach der Offenbarung am Sinai, und der Zorn und die Verzweiflung des göttlichen Mannes, welche ihn erfaßt hatten, als er die ersten Gesetzestafeln aus der Hand warf und zerbrach, sind wohl zu begreifen. Allein man muß die Sache auch recht verstehen. Der dem Tanze um das Goldene Kalb heutzutage untergeschobene Sinn ist inbezug auf unser Volk doch wenig zutreffend und liegt auch nicht in den Thatsachen begründet.

Als das Volk sah, daß Mose zögerte, vom Berge herabzukommen, da sammelte es sich um Aron und sprach: „Auf, mache uns Götter, die vor uns hergehen, denn dieser Mose, der Mann, der uns aus Egypten geführt hat — wir wissen nicht, was aus ihm geworden ist." Als Aron nun entgegnete: „So nehmet denn ab die goldenen Spangen, welche in den Ohren eurer Frauen, Söhne und Töchter sind, und bringet sie mir," da hatte der Priester, der auch das Volk mehr fürchtete als seinen Gott, solches nicht gesagt, weil er auf den Widerstand der ihren Schmuck festhaltenden Frauen und Töchter rechnete, sondern weil er Gold nicht vermuten konnte bei den israelitischen Männern, die damit nur ihre Frauen und Kinder zu beschenken und zu zieren sich beeiferten.

Da jedoch dieses Gold zur Formung des Bildes, welches ihren Gott darstellen sollte, verlangt wurde, waren sie allesamt dasselbe zu opfern bereit, und der Tanz um das Kalb galt nicht dem Golde, sondern dem Gotte, welchen dieses Kalb vorstellen sollte.

Unser Volk hat seine Fehler. Aber gerade von diesem Fehler, welcher in dem Tanz um das Goldene Kalb ausgedrückt sein soll, möchte ich das Volk freisprechen. Der Tanz um das Goldene Kalb ist nicht jüdisch; allein der Kampf um den Nibelungenhort, der ist germanisch, so recht von Grund aus germanisch. O, dieser Nibelungenhort hat schon gar viel Unheil angerichtet, und Blut in Strömen ist seinetwegen geflossen! Selbst das edle Geschlecht der Burgunder, doch sonst auch so beliebt bei den Genannten, hat darüber zu Grunde gehen müssen.

Der Jude ist nicht goldgierig, und wenn ihr von der goldenen Internationale redet, so laßt den Juden aus dem Spiele. Der Jude weiß den gebotenen Vorteil zu finden und zu benutzen; und er wäre ein Narr, wenn er es nicht thäte; er weiß aber auch Gewinn und Verdienst auf das beste anzuwenden. Zunächst denkt er dabei an Frau und Kinder. Für diese ist ihm keine Arbeit zu schwer, kein Opfer zu groß. Alle anderen persönlichen Gelüste und Genüsse müssen gänzlich zurücktreten vor der Sorge um Weib und Kind. Er verpraßt nicht seinen Erwerb, kommt nicht am Ende der Woche mit leeren Händen zu den Seinigen, und er beantwortet nicht die Forderungen seines Weibes und seiner Kinder mit rohem, höhnischem Worte, selbst mit Mißhandlungen. Seine Liebe und Fürsorge für Frau und Kinder kennt gar keine Grenzen und bleibt bewußt und unbewußt, des talmudischen Spruches eingedenk: „Iß und trink unter deinem Stande, kleide dich deinem Stande gemäß, für Frau und Kinder aber sorge über deinen Stand hinaus." Das will sagen: Bei all' der Fürsorge sollst du die Balanze nicht verlieren. Das Plus des letzteren soll sich ausgleichen durch das Minus des ersteren. Beispiele könnte ich für das Gesagte zu Hunderten und Tausenden liefern. Der Herausgeber dieser Blätter weiß am besten, daß ich nicht übertreibe.

Der Jude ist nicht goldgierig, das beweist uns seine unbegrenzte Mildthätigkeit. Ich rede nicht von den dünngesäten Millionären, welche im Augenblick geeigneter Stimmung wohl auf einmal Hunderttausende zu irgend einem wohlthätigen Zwecke hingeben. Auch der eben plötzlich verstorbene Baron Moritz v. Hirsch und seine Millionenstiftungen sollen nicht als Muster hingestellt werden. Von dem jüdischen Mittelmanne, von dem Kleinen und Kleinsten, ja von dem Bettler rede ich, der von seinen Bettelgroschen noch einige Pfennige zu wohlthätigen Zwecken spendet; denn an der totbestiegenden Zedakah will sich ein jeder beteiligen. —

Welch' ein eigentümliches Wort, dieses Wort „Zedakah" für Almosen spenden. Zedakah heißt Gerechtigkeit, heißt seine Schuldigkeit thun, bezahlen, was man schuldig ist. Wenn du dem Armen eine Gabe spendest, darfst du es nicht betrachten als Werk deiner Gutherzigkeit und Menschenfreundlichkeit, du hast nur deine Schuldigkeit gethan und dem Armen gegeben, was du ihm schuldig warst. Wenn das auch nicht immer so betrachtet wird, aber gespendet wird immer und unabläßig, davon weiß ich giltiges Zeugnis abzulegen, da ich genötigt war, in Hunderten von Fällen die Mildthätigkeit meiner deutschen Glaubensgenossen zu Gunsten der russischen anzurufen. Nie habe ich vergebens an die Mildthätigkeit

appelliert. Millionen sind gesammelt und verteilt worden und das meiste von den Groschen der Geringen und Mittelleute.

Was die Groschen- und Pfennig-Spende vermag, das habe ich ganz besonders an einer russischen Stadt, nämlich in Wilna erfahren. Unter den 60- bis 70000 Juden Wilnas giebt es gar wenige vermögende Leute; sie sind wahrlich an den Fingern abzuzählen. Das Gros der Bevölkerung bilden die Handwerker, Arbeiter und Kleinkrämer. Eine regelrechte Besteuerung giebts nicht; die Fleisch- und Lichtsteuer nimmt die Regierung; die milde Spende bewirkt alles. Da giebts über hundert Bet- und Lehrhäuser mit mindestens 6000 Insassen — Bedienstete, Lehrer und Schüler, — welche lediglich durch milde Gaben unterhalten werden. Da giebts Krankenhäuser, Schulen und andere dergleichen Anstalten, alle auf Wohlthätigkeit gegründet. Da giebts eine Altersversorgungs-Anstalt, der inbezug auf ihren Umfang und die Zahl ihrer Pflegebefohlenen keine in der ganzen Welt gleichkommt. Dann giebt es Vereine für jede mögliche und denkbare Art von Wohlthätigkeit und daneben eine unbegrenzte Bettlermasse, die freilich für die Wohlthätigkeitsanstalten ebensogut beisteuert, wie jeder andere. Und wovon werden alle diese Anstalten gespeist, versorgt, unterhalten? Von der Kopekenspende der kleinen Leute. In Deutschland wird viel gespendet, in Rußland noch weit mehr — und das nennt man den Tanz um das Goldene Kalb!

Dieser Tanz um das Goldene Kalb soll nun den Götzendienst bedeuten, welcher mit dem Golde getrieben wird. Dieser Götzendienst hat selbstverständlich auch seine Priester und Hohenpriester. Einen von denen, welche als die Hohenpriester dieses Goldkultus verschrieen sind, hatte ich im Sommer vergangenen Jahres kennen zu lernen Gelegenheit. Es ist kein Geringerer als Baron Wilhelm v. Rothschild in Frankfurt a. M. Möge es mir verziehen werden, wenn ich an dieser Stelle von der bezeichneten Begegnung Mitteilung mache — es geschieht ganz gewiß in bester Absicht.

Auf einer Besuchsreise zu meinen in Deutschland zerstreut lebenden Kindern, Geschwistern und sonstigen Verwandten, führte mich mein Weg auch durch Frankfurt. Für diesen Ort hatte ich noch eine besondere Mission. Ich sollte für unser neu zu erbauendes, jetzt schon im Rohbau fertig hergestelltes Krankenhaus für arme russisch-israelitische Kranke, Beihilfe zu erwirken suchen. Das dortige Hilfskomité für die russischen Juden hatte bereits 4000 Mark zugesagt. Es galt aber doch nicht blos die Herstellung, sondern auch die spätere Unterhaltung des Krankenhauses; da schien es mir denn angebracht, den Baron v. Rothschild ins Interesse zu ziehen. Man riet mir davon ab, den Mann jetzt anzugehen, er sei in schwere Verlegenheit geraten; sein erster Prokurist sei plötzlich vom Schlage getroffen, und der Baron infolgedessen genötigt worden, aus seiner Sommerfrische Königstein im Taunus nach Frankfurt zurückzukehren und von früh bis spät dem Geschäfte vorzustehen.

Ein Mann, der den Baron genau kennt, war anderer Meinung. Das hat gar nichts zu sagen, meinte er; — sehen Sie, des Barons ganzes Wesen und Leben neigt sich nur zwei Dingen zu: beten und arbeiten. Und kann er diesen beiden Bestrebungen vollauf genügen, dann ist er auch für ein Werk der Wohlthätigkeit leicht zu haben. Er hat überhaupt nur Sinn und Trieb für die bekannten drei Tragsäulen des jüdischen Lebens: Thora, Awoda und Gmillus-Chasodim; die Lebensgenüsse haben für ihn keinen Reiz.

Ich mußte aber doch, um ihn sprechen zu können, einige Tage länger am Orte verweilen. Endlich wurde ich auf abends nach Beendigung des Geschäfts unmittelbar vor dem Abendgottesdienst bestellt und vorgelassen. Der Baron ist ein schmächtiger, kaum mittelgroßer Mann, ganz das Gegenteil von seinem 1886 verstorbenen Bruder Mayer Carl, ein Mann von wahrhaft imponierender Gestalt, der an Körpergröße alle seine Genossen im Deutschen Reichstage, woselbst ich ihn einmal zu sehen Gelegenheit hatte, überragte.

Baron Wilhelm Carl ist von bescheidenem Aeußern, bescheiden in seinem ganzen Wesen, bescheiden in Haltung und Kleidung; er geht gekleidet wie etwa der bescheidene Mittelmann, wenn er am Sabbat und Feiertag den Gottesdienst besucht — ist aber trotz seiner siebzig Jahre und darüber noch so frisch und kräftig, wie ein Vierziger. Nach freundlichster Begrüßung stellte er an mich eine ganze Reihe von Fragen über die russischen Grenzverhältnisse, über die Auswanderung der russischen Glaubensgenossen, über die Möglichkeit einer besseren Zukunft der Juden Rußlands, über das neue Regime u. s. w., die ich allesamt nach bestem Wissen zu beantworten suchte. Und schließlich trug ich denn meine Bitte bezüglich unseres neu zu erbauenden Krankenhauses vor, ohne jedoch eine bestimmte Zusage zu erlangen. Mittlerweile war aber auch die Gebetstunde so nahe gerückt, daß gar keine Zeit zur weiteren Besprechung mehr übrig blieb. Ich hatte den Wunsch geäußert, am Abendgottesdienste teilzunehmen. Ein herbeigerufener Schreiber sollte mich zum Betlokale, woselbst die Minjanleute bereits warteten, begleiten.

„Warten Sie doch noch einen Augenblick,“ sagte der Baron, „ich habe Ihnen noch etwas mitzugeben.“

Auf einem nahen Tische lagen eine ganze Anzahl großer, weißer Couverts mit Inhalt. Der Baron nahm einzelne auf, legte sie wieder hin; endlich schien er das rechte gefunden zu haben. Er riß es auf, entnahm demselben .... Mark*) und gab sie mir mit den Worten: „So, hier haben Sie noch einen kleinen Beitrag für den Baufonds Ihres Krankenhauses.“ Schon früher war uns zu demselben Zwecke eine Spende durch den Almosenier des Barons zugegangen.

Ich wollte das Geld anfangs gar nicht nehmen, weil ich zu diesem Zwecke eigentlich nicht gekommen war. Allein der Baron, noch zwei daliegende 50 Markscheine hinzufügend, sagte: „Nehmen Sie nur hin, ich möchte doch gerne vor dem Abendgebet etwas Gutes thun. Sie wissen doch, was geschrieben steht: Ani bzedek echse ponecho (und ich — im Wohlthun — zedokoh — laß mich dein Angesicht schauen), denn: Wholach lphonecho zidkecho, kwod haschem jaasphecho (so deine zedokoh (Wohlthaten) vor dir hergehen, wird die Herrlichkeit Gottes dich aufnehmen).“

Ich wurde hierauf in den Betsaal geleitet, bald darauf erschien auch der Baron durch eine ganz andere Thüre, begann

*) Wir nennen die Summe nicht, um nicht die Verwaltung der Riesengemeinde Berlins, die für den nämlichen Zweck 100 (einhundert) Mark bewilligt hat, verlegen zu machen. Red.

ohne die geringste Pause als sein eigener Chasan (Kantor) das Mincha- und Maariw-Gebet Wort für Wort mit der größten Andacht herzusagen, und zwar ohne Siddur (Gebetbuch), aus dem Gedächtnisse, und mit dem letzten Amen auf das Kaddisch-Gebet verschwand er wieder in derselben Thüre, durch welche er gekommen war.

Des morgens versammelt sich in aller Frühe dieselbe besoldete Gemeinde — es brauchten nach jüdischem Ritus nur zehn Personen zu sein, sind ihrer aber viel mehr — zum Morgengebet bald an diesem, bald an jenem Orte, denn der Baron hat in allen seinen Behausungen auch eingerichtete Betlokale, woselbst nicht nur gebetet, sondern auch „gelernt" wird. Er hat zwar keinen eigenen Chasan, denn das ist er selbst, wohl aber seinen eigenen Rabbiner, mit welchem er Thorastudien betreibt. Außerdem besitzt der Baron an verschiedenen Orten eine ganze Anzahl Wohlthätigkeitsanstalten, deren jährliche Unterhaltungskosten sich auf mehrere Hunderttausende belaufen. Seine sonstige irreguläre Wohlthätigkeit, so von Fall zu Fall, ist gleichfalls sehr groß, weit größer als die Welt weiß und ahnt, sagen Eingeweihte.

Angesichts solcher Thatsachen will man noch vom Tanz um das Goldene Kalb bei den Juden reden! Es ist ja wahr, niemals haben Neid und Mißgunst, niemals Goldgier, Habsucht, sowie Kriecherei und Streberei nach ergiebigen Pfründen, niemals Haß und Hatz aus purer Scheelsucht, Rivalität und bedrohter Genußsucht sich in einer so rohen und rücksichtslosen Weise geltend gemacht, wie in unserer Zeit. Auch der Jude ist gewiß nicht frei von allzu eifrigem Streben nach Gewinn und Besitz. Allein in solch roher, barbarischer, alle Menschlichkeit und Gerechtigkeit verleugnender Weise ist er nicht auf seinen Vorteil bedacht, strebt er nicht nach Besitz und Genuß. Vor solchen Ausschreitungen ist der Jude bewahrt durch seinen angebornen Sinn für Wohlthätigkeit und Menschenliebe, sowie seine unbegrenzte Hingabe und Fürsorge für seine Familie!

Noch ein Abend im Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.

König Friedrich der Große, der es liebte, zuweilen mit seiner Umgebung kräftigen Scherz zu treiben, berief eines Tages seine Vertrauten und Räte, Minister und Generale, um von ihnen ein hochverständiges Gutachten über einen ihm angeblich als besonders köstlich empfohlenen Tabak zu erhalten. Die entrippten Blätter, staubfrei gesiebt, waren sorglich in Staniol gewickelt und lagen in prächtigen Mahagonikästchen. Das Tabakskollegium, dessen Mitglieder nicht sämtlich an den Genuß des Nikotinkrautes gewöhnt waren, stopfte die Pfeifen und begann zu rauchen. Der Tabak aber, den der König so schön hatte verpacken lassen, war ein bösartiges Kraut, nur der unverwöhnten Zunge der Rekruten erträglich, die ihm den bezeichnenden Namen „Lausewenzel" gegeben hatten. Der König, der seine Nase durch reichliche Zuführung von Schnupftabak gegen den Dampf der Pfeifen thunlichst verteidigte, ging von einem der Gäste zum anderen, das Urteil einfordernd. Den Herren rann der Angstschweiß von der Stirne. Sie lobten mit überschwänglichen Worten das Kraut, dessen Vorzüge man freilich erst nach mehrerer Gewöhnung völlig würdigen könne; daß es schwer sei wie köstlich, darin stimmten sie alle überein. Ziethen allein schmauchte sein Pfeifchen in unbeirrbarer Ruhe. „Nun, Ziethen!" redete ihn der König an, „wie mundet denn Ihm das Kraut? Was sagt denn Er zu dem Tabak?" — „Was soll ich denn dazu sagen?" erwiderte Ziethen; „das ist ja der Lausewenzel, den habe ich schon als Rekrut geraucht."

An diese Erzählung wurden wir erinnert, als wir am Dienstag voriger Woche der letzten Versammlung des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens in Dräsels Festsälen beiwohnten und den Vortrag eines Herrn Dr. Rosenthal über Jehuda Halevi und Walther von der Vogelweide anhörten. Der Vortragende fand zwischen den beiden großen Dichtern in Aeußerungen und Anschauungen zahlreiche Aehnlichkeiten, die er nach dem üblichen Schema gruppierte. Er knüpfte an seine Ausführungen, die den Ministern und Räten des Zentralvereins herrlich dünkten, die Soldaten aber in die Rekrutenzeit zurückversetzten, da sie am „Lausewenzel" Geschmack fanden, den einladenden Wunsch, der Zentralverein möchte sich bemühen, derartige Parallelen in wissenschaftlich gründlicher Weise inbezug auf andere jüdische und nichtjüdische Eminenzen feststellen zu lassen, um den Behauptungen der Antisemiten gegenüber darzuthun, daß Juden und Deutsche, die Zeitgenossen gewesen, immer auch durch gleiche Gefühle und Gedanken verbunden waren. Der Vorsitzende des Vereins sagte das mit großer Beflissenheit zu, und aus der Mitte der Versammlung wurde die neue Aufgabe noch näher dahin spezifiziert: Es möchte in Broschüren und in Vorträgen gezeigt werden, welche nahe geistige und Charakter-Verwandschaft zwischen Juden und Deutschen bestehe, und wie Juden und Deutsche einander in ihren Eigenschaften ergänzen.

Der Vorsatz ist jedenfalls recht lobenswert, denn jede Popularisierung jüdischen Wissens unter den Juden verdient Ermunterung. Daß trotz des Vortrages wenigstens einzelne der Hörer — auch von denen, die sich an der späteren Diskussion beteiligten — den Kastilianer Jehuda Halevi eben um jener Gleichstellung willen allem Anschein nach für einen deutschen Juden nahmen, spricht nur für die Dringlichkeit der Empfehlung des Herrn Dr. Rosenthal.

Der Bericht, den der Vereinsvorsitzende erstattete, konstatierte die erfreuliche Vermehrung der Mitgliederzahl des Vereins und brachte die schon üblich gewordenen Anpreisungen der Thätigkeit des Vereinsvorstandes. Eine Spezifikation dieser Thätigkeit wurde nicht beliebt. Nur der Vereinszeitschrift wurde besonders rühmend gedacht. Bescheiden lehnte der Vorsitzende das ihr in Briefen gespendete Lob als übertrieben ab, — doch gewann diese Bescheidenheit einen etwas eigentümlichen Anstrich durch die Hinzufügung, daß der Tadel, der hier oder da laut geworden, „klein und kleinlich" gewesen sei. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß diese Charakteristik sich auf die Vorhaltungen bezieht, die wir an dieser Stelle in unserer vorletzten Nummer den Vereinsberichten der gedachten Zeitschrift gemacht haben. Wir können trotz dieser Zensur unsere Vorhaltungen nicht als klein oder kleinlich ansehen. Es ist vielmehr unschicklich und anstößig, daß in jenen Berichten die Ausführungen der Opponenten ent-

stellt oder ganz verschwiegen werden, nicht minder, daß in den Berichten den Vereinsrednern zuweilen in den Mund gelegt wird, was sie gesagt haben möchten, was sie aber nicht hätten sagen dürfen, ohne auf der Stelle reprimandiert zu werden. Da der Vereinsvorsitzende sich — in aller Bescheidenheit — ein vollgerüttelt Maß Lobes spendet, so wird er diese Korrektur leicht — wiederum als „klein und kleinlich“ — verschmerzen.

In einer Polemik gegen den Mainzer „Israelit“, auf deren Einzelheiten wir nicht eingehen, bemerkte der Vereinsvorsitzende, daß dieses Blatt eine orthodoxe Richtung vertrete oder vertreten habe, die den deutschen Juden verwehren wollte, Deutsche zu sein, die ihnen empfahl, vor allem und ausschließlich Juden zu sein, die „dem krassesten Zionismus“ huldigte. Dem muß — nicht um des „Israelit“ willen — widersprochen werden. Niemals haben deutsche Juden ihr Deutschtum verleugnet, und selbst der „krassesste Zionismus“ ist mit der vollen Erfüllung aller staatsbürgerlichen Pflichten wohl vereinbar. Gerade die strenge Orthodoxie verhält sich übrigens ablehnend gegen die zionistische Bewegung, weil nach orthodoxer Auffassung der Zionismus auf das Erscheinen des Messias warten muß. Das zu bestreiten, sollte der Herr Vereinsvorsitzende den Antisemiten untergeordnetster Gattung überlassen. —

Zum Schluß teilte der Herr Vorsitzende noch mit, daß der Zentralverein als solcher Mitglied des Vereins für jüdische Geschichte und Litteratur geworden. Das ist sehr löblich. Es giebt Juden, die sogar in diesem Verein noch etwas lernen können.

Eine Pflegestätte für die jüdische Wissenschaft.

Wir erhalten soeben den 14. Bericht über die „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums“ in Berlin und glauben im Interesse der Gesamtheit einige Bemerkungen daran knüpfen zu müssen. Was zuerst den Geschäftsbericht des Kuratoriums betrifft, so entnehmen wir demselben, daß die Lehranstalt im letzten Wintersemester von 31 Hörern besucht war, und zwar von 16 Deutschen und 15 Ausländern, unter welchen letzteren wiederum 12 Oesterreicher waren. Der Umstand, daß die Anstalt von Ausländern, namentlich aber von solchen aus Osteuropa frequentiert wird, darf als ein sehr erfreuliches Moment bezeichnet werden, da nun einmal die jüdische Wissenschaft nur noch vom Osten Teilnahme und Förderung erwarten darf. Der unvergeßliche Jellinek hat es kurz vor seinem Tode schmerzvoll gesagt: Wir haben mit dem westeuropäischen Judentum gründlich abgewirtschaftet; der Schwerpunkt muß daher nach dem Osten verlegt werden. In Osteuropa findet noch die jüdische Wissenschaft begeisterte Jünger, welche sie auch nicht als Brotstudium pflegen, sondern vielmehr aus schwärmerischer Liebe zum Judentum sich in dessen geistigen Inhalt vertiefen. Wenn sich nun solche Jünger der jüdischen Wissenschaft in Berlin niederlassen, um das theologische mit dem profanen Wissen zu vereinigen, so darf man dies mit Freuden begrüßen. Wir können und dürfen es aber nicht verschweigen, daß nach dieser Richtung hin in der Anstalt sehr wenig geschieht, um jener erhabenen Mission gerecht zu werden, die Zukunft der jüdischen Wissenschaft zu sichern. Es bestehen jetzt jüdisch-theologische Seminare in Budapest und in Wien; daß ein solches auch in Lemberg entstehen wird — dies ist nur eine Frage der Zeit. Scheiden demnach dann die österreichischen Hörer aus, so wird die Lehranstalt nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ sehr viel verlieren. Dieses durch eine längere Ausführung erst zu beweisen, wird man uns erlassen, da es sich um Allbekanntes handelt.

Die Lehranstalt würde und könnte zum Segen und zum Heil der Gesamtheit wirken, wenn deren Kuratorium einmal den Mut hätte, gründlich mit dem alten Schlendrian zu brechen. Dem Rechenschaftsbericht entnehmen wir, daß die Anstalt im letzten Berichtsjahr 23 883 Mark eingenommen, von welcher Summe aber 6900 Mark zum Eisernen Fonds geschlagen werden mußten. Es blieben demnach eigentlich kaum 17 000 Mk. für die laufenden Bedürfnisse der Anstalt, von denen wiederum für Gehälter an die Dozenten nur 11 450 Mark verausgabt worden sind. Das ist geradezu beschämend. Ein Rabbiner erhält in Berlin 10 000 Mark Jahresgehalt, und sämtliche vier Dozenten, welche nicht nur für Berlin, sondern zum mindesten für alle deutschredenden Juden die jüdische Wissenschaft pflegen und fortpflanzen sollen, werden im ganzen mit 11 450 Mark abgelohnt. Wo ist da die Opferwilligkeit und die Liebe zu unserm geistigen Erbe? Ich glaube, daß dieser kurze Bericht mehr beweist als alle die Artikel, die ich über die Dekadence, der wir verfallen sind, veröffentlicht habe. Die Bestätigung meiner Anklagen, die ich hiermit finde, macht mir aber keine Freude. Es wäre mir lieber, widerlegt zu werden.

Von verschiedenen Seiten wird gesagt, daß die Lehranstalt an vielen Mängeln leide, daß sie eigentlich gar nicht existiere, sondern blos vegetiere. Erst vor wenigen Tagen wurde uns nahe gelegt, es wäre sehr verdienstvoll, der Anstalt den letzten Stoß zu versetzen. Ich bin aber überzeugt, daß man daran unrecht thäte. Ein derartiges Institut repräsentiert trotz alledem das geistige Auge unseres Stammes. Ich meine nun, eine getrübte Sehkraft ist besser, als völlige Blindheit. Die Anstalt war unentbehrlich, könnte aber auch etwas Ersprießliches leisten, wenn sie nach dem Ideal streben würde, eine Pflegestätte der jüdischen Wissenschaft ohne jeden Nebenzweck zu sein. Sie soll nicht konservativ und auch nicht liberal sein, sondern streng wissenschaftlich, ohne jede Parteischablone. Nicht einmal auf die Ausbildung von Rabbinern soll sie bedacht sein, sondern einfach auf die Pflege der jüdischen Wissenschaft. Ich weiß, daß dieses Ziel der Anstalt vor Jahren vorgeschwebt hat, daß man aber davon abkommen mußte, weil bei vielen Hörern jedes ernste Streben fehlte. Aber der Fehler lag nicht in dem Prinzip, sondern an den Hörern, die ohne Auswahl zugelassen wurden. Gerade jetzt müßte der talmudische, von Rabbi Gamliël proklamierte Grundsatz gelten: „Jeder Jünger, dessen Inneres nicht lauter ist — der soll nicht ins Lehrhaus.“ Es muß als für die historische Entwickelung des Judentums verhängnisvoll bezeichnet werden, daß man da den Mut verloren und das häßliche Prinzip ירעה עד שיסתאב angenommen hat. Solange der letzte Lebensfunke nicht erloschen ist, ließe sich aus der Anstalt noch etwas machen. Wenn sie aber den letzten Rest von Achtung verliert, so bleiben uns nur noch die anderen Brutstätten des Pfaffentums, die das Rabbinertum in den letzten dreißig Jahren völlig degeneriert haben.

Die Anstalt hat im letzten Jahre, wie bereits gesagt, 6900 Mark zum Eisernen Fond vereinnahmt, außer den laufenden Jahresbeiträgen, die 9981 Mk. betrugen (freilich nahezu die Hälfte, 4500 Mk., von der hiesigen Gemeinde). Es beweist dies jedenfalls, daß das Interesse für die Sache nicht völlig erstorben ist. Nur müßte der Lehranstalt frisches Blut zugeführt werden. Vielleicht entschließt man sich im Kuratorium, darüber etwas nachzudenken und auch kompetente Männer um Rat zu fragen; es müssen nicht gerade alle Kommerzienräte sein, die in solchen Fragen nichts zu raten wissen. Wir wollen jedenfalls die Hoffnung nicht aufgeben und uns vorläufig noch jeder Rekrimination in der Oeffentlichkeit enthalten, um den Herren Zeit zu lassen, dies in Erwägung zu ziehen.

Dem Geschäftsbericht geht eine wissenschaftliche Abhandlung von Herrn Professor Dr. Steinthal voran: „Zur psychologischen Grundlage der Unterrichts-Lehre." Es ist dies eine tief angelegte, streng wissenschaftliche Studie, über die ich mir eine eingehende Besprechung für eine andere Stelle vorbehalte. Professor Steinthal ist mit seiner Gründlichkeit, seinem Forschersinn und seiner Wahrhaftigkeit in unserem Zeitalter der Oberflächlichkeit und des Humbugs ein Anachronismus; desto ehrfurchtsvoller müssen wir diese Erscheinung begrüßen. Außer dieser Abhandlung ist noch die Rede abgedruckt, welche Dr. Maybaum am Grabe des am 6. November 1895 verstorbenen Dozenten Dr. Joël Müller gehalten. Es ließe sich darüber so Manches sagen. Indes will ich mich all dessen enthalten. Nur einen Satz kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen: Dr. Maybaum klagt über „das Elend des jüdischen Gelehrtentums" und fragt vorwurfsvoll: „Wann wird Israel endlich erkennen ... daß all die großsprecherische Liebe zum Judentum eitel Lüge und Täuschung ist, so lange die Träger seiner Wissenschaft nicht nur nicht ohne Sorge leben, sondern nicht einmal in Frieden sterben können?" Nun, die jüdische Wissenschaft stirbt ruhig und in Frieden, und jeder Mann von Ernst und Wahrhaftigkeit wendet sich von ihr verdrossen ab, weil wir heute im Zeitalter des Charlatanismus, der marktschreierischen Reklame und der Litteratur-Vereine leben. Aber Herr Maybaum braucht nicht weit zu suchen, um diejenigen herauszufinden, welche diese schmachvollen Zustände geschaffen, welche es verschuldet haben, daß selbst die wenigen Stätten, wo die jüdische Wissenschaft gepflegt werden soll, ein Tummelplatz des Kliquenwesens und der Vetternwirtschaft geworden sind. Aber was sollen jetzt die Klagen? Hier sind Thaten notwendig. Vor allem muß sich in unserer Mitte die Erkenntnis Bahn brechen, daß nicht die Menge das Judentum am besten repräsentiert, sondern die geistigen Träger desselben. „Zehn Millionen Unwissende machen keinen einzigen Weisen aus", urteilt der Historiker Taine zutreffend. Die jüdische Wissenschaft ist bis jetzt verbreitet worden; sie soll nunmehr vertieft werden.

Dr. S. Bernfeld.

Emile Zola für die Juden.

d. Paris, 17. Mai.

Paris ist die Stadt der „Ereignisse". Ein gutes Buch, ein sensationeller Zeitungsartikel ist hier ein Ereignis, über das ebenso laut, wenn auch nicht ebenso lange gesprochen wird, wie etwa ein Wechsel im Ministerium, wie etwa der Sturz eines Kabinetts.

Das neueste Ereignis auf publizistischem Gebiete ist das Eintreten Zolas für die Juden. An der Spitze der gestrigen „Figaro"-Nummer ist ein $2^1/_2$ Spalten langer Aufsatz des berühmten Schriftstellers erschienen, der gleich am Kopfe zeigt, was der Aufsatz im Herzen habe: „Pour les Juifs" ist er überschrieben, für die Juden will Zola eintreten. Freilich, was er ausführt ist nicht immer neu und nicht immer unanfechtbar, bemerkenswert bleibt es aber durch die Kraft einer ehrlichen Ueberzeugung und den gesunden Zorn, der aus jedem Satze spricht. Es kommt im allgemeinen auch gar nicht darauf an, was Zola sagt, weit interessanter ist die einfache Thatsache, daß ein Dichter in der Stille und Zurückgezogenheit seines Poetendaseins, ein Mann von Zolas Eigenart und Bedeutung sich von seinem Gewissen getrieben sieht, öffentlich Protest zu erheben gegen das verlogene Gezeter der Hetz-Antisemiten. Geben wir nun etliche Stellen aus dem bemerkenswerten Aufsatz wieder. Zola beginnt:

„Seit einigen Jahren beobachte ich den Kampf, den man in Frankreich gegen die Juden zu führen versucht, mit wachsender Ueberraschung und zunehmendem Widerwillen. Er scheint mir eine Ungeheuerlichkeit, ohne Sinn und Verstand, aller Wahrheit und Gerechtigkeit fremd, ein Unternehmen, thöricht und blind, das uns um Jahrhunderte zurückwirft, ein Unternehmen, das den heftigsten Abscheu weckt . . ."

Zola läßt nun die Anklagen Revue passieren, die man gegen die Juden erhebt und weist im einzelnen ihre Albernheit, ihre Inhaltlosigkeit nach. Er hebt hervor, daß die Juden durch die Christen, durch die ewigen Verfolgungen, zu dem gemacht worden, was sie sind; was an ihnen mitunter etwa absonderlich erscheinen mag, das sei das Produkt achtzehnhundertjähriger sinnloser Verfolgung:

„Man hat ihnen die mißachtete Domäne der Geldgeschäfte überlassen, hat sie zwangsweise zu Krämern und Wucherern gemacht, kein Wunder, daß man sie, da die rohe Gewalt alter Zeiten einer Herrschaft der Intelligenz und Arbeit wich, als Herren des Kapitals fand . . . Doch wie! Ihr seid mehr denn zweihundert Millionen Katholiken, man zählt im ganzen kaum fünf Millionen Juden — und Ihr zittert, Ihr ruft die Gensdarmen, Ihr stoßt ein Angstgeschrei aus, wie wenn Heere von Plündernden im Lande ihr Wesen trieben. Oh, dieser Mut. Anerkennt man die Ueberlegenheit der Juden auf manchem Gebiete, nun, so eifert ihnen nach, eignet Euch ihre Eigenschaften an, schlagt sie mit ihren eigenen Waffen. Man höre auf, sie zwecklos zu beschimpfen, und versuche es, sie zu übertreffen. Welch' stolze Genugthuung müßte ihnen nicht im Grunde das Angstgeschrei einflößen, das Ihr ausstoßt. Eine verschwindende Minderheit und die Entfaltung eines solchen Kriegsapparates! . . . Fahrt nur fort, sie zu verfolgen, wenn Ihr wollt, daß sie fortfahren, Euch zu besiegen! . . . Bethaut vom Blute ihrer Märtyrer wächst jede Sache und wird groß. Wenn es überhaupt noch Juden giebt, ist's Eure Schuld. Sie wären verschwunden, in uns aufgegangen, wenn man sie nicht genötigt hätte, sich zu sammeln, zu verteidigen, sich zu versteifen auf ihre Besonderheit. . . . . Ihr schafft erst künftlich eine Gefahr, indem Ihr täglich schreit, sie bestehe. An dem Tage, an dem der Jude uns nicht anderes sein wird als ein Mensch wie wir, wird er unser Bruder sein. . . . Die umgekehrte Taktik ist angezeigt: Die Arme weit öffnen, in Wirklichkeit die Gleichheit durchführen, die das Gesetz anerkennt. Umarmt die Juden, um sie aufzusaugen und mit Euch

zu vermischen. Bereichern wir uns mit ihren guten Eigenschaften — denn sie haben gute Eigenschaften. Man mache dem Rassenkampf ein Ende, indem die Rassen sich verbinden."

Zola weist nunmehr nach, daß der Antisemitismus insbesondere in Frankreich sinnlos ist, ohne jede Wurzel in der Bevölkerung, eine Ausgeburt qualmiger Gehirne:

„Tag für Tag dieser wüste Lärm, Tag für Tag werden die Juden der schlimmsten Dinge geziehen. Tag für Tag wird jedem, der etwas Uebles, der ein Verbrechen begeht, das Judentum angelogen. Wie muß unser Volk gut, vernünftig, ehrenhaft sein, um nicht auf diese täglichen tollen Aufreizungen zu achten . . . Das ist mein ständiges höchstes Erstaunen, daß eine solche Wiederkehr des Fanatismus möglich war in unserer Epoche, in unserem großen Paris, inmitten unseres guten Volkes. Und das zu einer Zeit der Demokratie, da eine große Bewegung sich geltend macht für die Gleichheit, die Brüderlichkeit und Gerechtigkeit. Wir sind dabei, die Grenzen niederzureißen, uns die Gemeinsamkeit der Nationen zum Bewußtsein zu bringen, eine Vereinigung zu bewirken, in der die Priester aller Kulte sich umarmen. Wir sind drauf und dran, uns alle eins zu fühlen, Brüder durch den gemeinsamen Schmerz des Daseins und einen einzigen, gemeinsamen Altar zu errichten dem menschlichen Erbarmen. Und da giebt es eine Handvoll Narren, Blödlinge oder Macher, die uns täglich zurufen: „Fressen wir die Juden, kehren wir zurück zu Scheiterhaufen und Dragonaden! Ist das nun mehr dumm oder mehr verächtlich?" — —

Der Aufsatz erregt großes Aufsehen. Er wird sicherlich ein lautes Echo auf Seiten unserer Gegner, vielleicht aber auch einige Beachtung in den Kreisen der Unbefangenen finden.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 20. Mai.

— **„Religionsunterricht" in Berlin.** In Nr. 19 brachten wir einen Artikel über den Religionsunterricht in Berlin. In sehr gewandter Weise plädierte der Verfasser für Vermehrung der Religionsschulen, da nicht von dem obligatorischen Religionsunterricht an den staatlichen und städtischen Schulen, sondern nur von einem Unterrichte an Religionsschulen Heil und Erfolg zu erwarten sei. Es ist möglich, daß der Herr Verfasser im allgemeinen recht hat; es ist aber unzweifelhaft, daß an einzelnen Religionsschulen ein Unterricht erteilt wird, dem gegenüber kein Unterricht ein Vorzug wäre. Vor uns liegt ein „Kleines Glaubensbekenntnis", das den Leiter der Religionsschule einer Privatgemeinde — einen Dr. phil. — zum Verfasser hat, und das die armen Kleinen wahrscheinlich auswendig lernen müssen. Dieses Glaubensbekenntnis, eine Katechese, hat folgenden Wortlaut:

Frage: Was ist die höchste Tugend?

Antwort: Die Veredlung der sinnlichen Leidenschaften, der verführerischen Bilder zu reizenden Figuren des erhabenen Himmlischen.

Frage: Was ist das niedrigste Laster?

Antwort: Die Erniedrigung des Erhabenen zur Ausschmückung der Sünde.

Frage: Was ist Gott?

Antwort: Der endlose Geist, der immer außer sich schafft.

Frage: Was ist Welt?

Antwort: Das beendete Geschaffene, das immer in sich arbeitet.

Frage: Was ist Mensch?

Antwort: Das höchste und nützlichste, und durch seine Schuld niedrigste und gefährlichste aller Geschöpfe.

Frage: Was ist Tugend?

Antwort: Das wahre Antlitz der Seele.

Frage: Was ist Religion?

Antwort: Was wir nicht wissen sollen.

Frage: Was ist Ewigkeit?

Antwort: Das Hinausschauen über stets fortlaufende Schranken und Grenzen, oder das Siegen des Unendlichen über das Endliche.

Frage: Was ist Seligkeit?

Antwort: Der froheste Blick in sich, zu sein, was man sein soll.

Frage: Was ist jüngstes Gericht?

Antwort: Die letzte Läuterung, hinter der keine mehr ist.

Frage: Was ist Leben?

Antwort: Das Hinabsteigen der seienden geistigen Kraft in die Schranken der Nichtseienden; oder der Uebergang von Sein in Werden.

Frage: Was ist Tod?

Antwort: Das Hinaufsteigen vom Gewesensein ins Vollendete, von ein War in ein Ist.

Frage: Was ist Schicksal?

Antwort: Die beste Erklärerin des göttlichen Willens.

Frage: Was ist Offenbarung?

Antwort: Der Wille selbst." — —

Was soll man zu diesem unsinnigen, unverständlichen und unverdaulichen Zeug sagen! Ist auch Religion, nach dem Herrn Schuldirektor, etwas „was wir nicht wissen sollen", und hat auch der Herr Direktor gezeigt, daß er sehr religiös ist, so sollte doch die Gemeindeverwaltung wissen, was für „Religion" in den von ihr subventionierten Schulen gelehrt wird und für einen geistig gesunden und nahrhaften Unterricht Sorge tragen. Es giebt nur ein Mittel für die gedeihliche Entwickelung der subventionierten Religionsschulen: Uebernahme derselben seitens der Gemeinde und Anstellung geeigneter Lehrkräfte. Hierdurch würde einem „Religionsunterricht" vom Schlage des oben angeführten das „jüngste Gericht" bereitet werden.

— **„Kauft nicht bei Juden!"** Dieser Appell unsrer Gegner, die für teutsche Ideale und dito Geldbeutel eintreten, ist strafbar. Von der Strafkammer in Hagen ist eine dahingehende Entscheidung gefällt worden. Einige Zeit vor Weihnachten vorigen Jahres erschien dort ein vom deutsch-sozialen Verein herausgegebenes, im Wortlaut von der deutsch-sozialen Partei verfaßtes, auch anderwärts viel verbreitetes Flugblatt, das von Haus zu Haus verbreitet wurde. Der Inhalt des Flugblattes gipfelte darin, die Weihnachtseinkäufe nicht bei Juden zu machen, deren Geschäftsgebahren mit Lug und Trug durchsetzt sei. Vier jüdische Kaufleute in Hagen fühlten sich beleidigt und stellten Strafantrag gegen zwei Mitglieder des deutsch-sozialen Vereins. Die Strafkammer lehnte die Eröffnung des Hauptverfahrens ab, weil der Inhalt des Flugblattes sich allgemein auf die Juden,

nicht speziell auf die in Hagen beziehe, und diese nicht zur Stellung des Strafantrages legitimiert seien. Das Oberlandesgericht ordnete hierauf die Strafverfolgung an. In der Verhandlung vor der Strafkammer wurde nunmehr die Stellung des Strafantrages für berechtigt erachtet, und es erfolgte die Verurteilung der Angeklagten zu je 50 Mark Geldstrafe.

— **Ahlwardt** — wir beschäftigen uns nicht gern mit ihm, weil unsre Setzer erklären, sie müßten stets die Bleitypen, aus denen sein Name gesetzt ist, besonders reinigen, und das macht immerhin Umstände — Ahlwardt hat einen Vortrag, den er in New York gehalten, in Broschürenform erscheinen lassen und die Unverfrorenheit besessen, das Heft auch deutschen Blättern zuzustellen. Was der Abgeordnete von Arnswalde-Friedeberg hier an Verdrehungen und Lügen leistet, überschreitet alles bisher Dagewesene. Einige Proben mögen genügen. Gleich im ersten Satze erklärt er, um der Frage vorzubeugen, weshalb er als deutscher Reichstagsabgeordneter nicht mehr an den Verhandlungen des Reichstages teilnehme, es sei ihm dies unmöglich gemacht worden, weil die Parteien sich aus Furcht vor seinen Enthüllungen dahin geeinigt hätten, ihn nicht zu Worte kommen zu lassen. Auch seine bisherigen Parteifreunde, Werner, Zimmermann und Konsorten, seien von den Juden „gekauft“ und nur noch zum Schein Antisemiten. Daß die Juden „Kulturwanzen“ sind, daß sie den Kulturkampf herbeigeführt haben, damit sich Katholiken und Protestanten gegenseitig zerfleischen, daß Goethe uns in seinem Mephisto den modernen Reformjuden darstelle, elegant, fein gebildet, unterhaltend und doch weit gefährlicher als der Teufel, — das ist eine kleine Auswahl aus den Behauptungen, die der große Volksmann in Amerika zu kolportieren bestrebt ist, mit denen er hausieren geht und Geschäfte machen will. — Und nun wolle der Setzer freundlichst die Bleitypen gehörig desinfizieren.

— **„Antisemiten-Kravatten“** hat eine hiesige Kravattenfabrik in den Handel gebracht. Sie sind, nach dem Berichte eines Antisemitenblattes, „aus Stroh hergestellt und infolgedessen nicht nur ungemein dauerhaft, sondern auch leicht mit Wasser und Bürste zu reinigen. Ihre Ausführung ist modern und geschmackvoll.“ — Die Wahl von Stroh als Herstellungsstoff für Antisemiten-Kravatten ist unzweifelhaft als eine glückliche zu bezeichnen, dadurch wird zwischen Hals und Hirn der Träger ein gewisser Kontakt hergestellt.

— **Schließung des Rabbinerseminars in Ramsgate.** Großes Aufsehen und aufrichtiges Bedauern erregt in London die Nachricht, daß das Rabbinerseminar in Ramsgate am 11. Juni geschlossen wird und daß an diesem Tage sowohl der Direktor Dr. M. Gaster, als auch die anderen Lehrkräfte ihre Entlassung erhalten. Das Kuratorium hat sich nur schwer und nach langen Untersuchungen zu diesem traurigen Schritte entschlossen, dem folgende Ereignisse vorangegangen sind: Im November 1895 hatte Dr. M. Gaster den beiden Seminaristen Dr. Barnstein und Dr. Greenburg das Rabbinerdiplom verliehen. Ein Herr Schewzik, Mitglied des Lehrkörpers am Montefiore-College in Ramsgate, machte hierauf dem Kuratorium die Anzeige, daß die genannten Seminaristen weder das nötige Wissen, noch auch die moralische Eignung hätten, um ein Rabbinerdiplom zu erhalten. Das Kuratorium aber erklärte sein unbedingtes Vertrauen zu Dr. Gaster und lehnte es ab, sich mit den von Schewzik erhobenen Anklagen zu befassen. Hierauf wurde Schewzik von Dr. Gaster seines Lehramtes entsetzt. Schewzik trat nun abermals an das Kuratorium heran, erbrachte Beweise für seine Behauptungen, so daß eine strenge Untersuchung der Angelegenheit eingeleitet wurde. Das Ergebnis dieser langwierigen Untersuchung ist nun — die Schließung des Seminars.

— **„Ohne Unterschied der Konfession“** Stiftungen zu errichten, um gelegentlich im Rahmen dieser Stiftungen Zurücksetzung zu erfahren, das wollen sich unsre Glaubensgenossen in Rußland nicht mehr gefallen lassen. Herr Lazar Brodski in Kiew hatte der dortigen Munizipalität 120 000 Rubel zur Verfügung gestellt, um eine Gewerbebank zu gründen; diese humane Idee ist aber nicht zur Ausführung gekommen, da der Generalgouverneur von Kiew, Graf Ignatjew, — ein Bruder des „Vaters der Lüge“, — in dem Statut der zu kreierenden Bank einige antisemitische Klauseln angebracht hatte, mit denen sich der jüdische Stifter nicht einverstanden erklären konnte. Derselbe richtete nun an die Munizipalität eine Eingabe, in der er sagt: „Da zu meinem größten Leidwesen meine Erwartungen sich nicht erfüllten, und die von mir verlangten Abänderungen des Statuts nicht genehmigt werden möchten, so ziehe ich mein Anerbieten zurück und werde auf die Annahme meiner Schenkung nicht mehr bestehen. Ich werde die von mir bestimmte Summe zur Gründung einer Gewerbebank bis zu dem Zeitpunkt verschieben, in welchem der Plan einer solchen Kreditanstalt in Kiew ohne Rücksicht auf Nationalität und Konfession sich wird verwirklichen lassen können.“ — Unsere Glaubensgenossen in den sogenannten Kulturstaaten könnten von diesem „Halbasiaten“ etwas lernen.

— **Der verstorbene Schah und die Juden.** In Persien sind von altersher die Judenverfolgungen an der Tagesordnung gewesen, und es wird niemand behaupten, daß der verstorbene Schah viel dazu beigetragen hat, die Lage seiner jüdischen Unterthanen bedeutend zu verbessern, aber er that sein bestes, sie zu beschützen. Freilich das ist nicht immer der Fall gewesen. Vor fast 40 Jahren hatte er Befehl gegeben, die Juden in Hamadan zu massakrieren. Der glücklichen Intervention einiger mächtigen Persönlichkeiten seiner Umgebung gelang es zwar, zu bewirken, daß dem Befehl nicht Folge geleistet wurde, doch wurden die armen Juden eingesperrt, mit Ketten beladen und fürchterlichen Torturen unterworfen. Nach wenigen Jahren aber schon änderte sich diese feindselige Gesinnung des Schah, und zwar war dies hauptsächlich dem segensreichen Wirken Moses Montefiores zu verdanken, der damals eine Bittschrift an den mächtigen Beherrscher des Perserreiches richtete. Schon im Januar 1866 empfing Sir Moses eine offizielle Verständigung von dem damaligen Minister des Aeußern, daß der Schah strenge anbefohlen habe, die Juden milde zu behandeln. Es ist unmöglich, hier die einzelnen Fälle aufzuzählen, es genüge, mitzuteilen, das der Schah sein Wort hielt und jedesmal, wenn eine Judenverfolgung vorkam, strenges Gericht hielt über die Missethäter. Als der Schah im Jahre 1889 in London weilte, machte ihm eine Deputation der Anglo-Jewish-Association ihre Aufwartung und lenkte seine Aufmerksamkeit auf den Umstand, daß trotz seiner gegenteiligen Befehle in einigen entfernten Teilen des persischen Reiches die Juden

einer fürchterlichen Behandlung ausgesetzt seien. Damals empfing der Schah die Deputation auf die liebenswürdigste Weise, versicherte ihr, daß die Juden Gegenstand seiner besondern Aufmerksamkeit seien, daß er die Erziehung jüdischer Kinder durch Errichtung von Schulen fördern wolle zc. Der Schah hielt, wie gesagt, oft, was er versprochen, doch wurden seine Pläne häufig in den von Teheran entfernten Teilen des Landes durchkreuzt. Während der schrecklichen Hungersnot im Jahre 1871 erließ er den Juden die Steuern. Wie sich der neue Schah, Mozaffer Eddin, in Bezug auf die Juden verhalten wird, darüber ist noch nichts bekannt. Doch hofft man, daß der neue Schah in die Fußtapfen seines Vaters treten und den Juden seinen Schutz angedeihen lassen wird. Freilich ist die Zeit der Wiedergeburt der verfolgten getretenen Juden in Persien noch in weiter Ferne.

— **Die Juden in Algier.** Wie aus Paris berichtet wird, traf der dortige Kassationshof eine interessante Entscheidung betreffend die bürgerliche Stellung der Juden in Algier. Eine große Anzahl algerischer Juden war durch die Friedensrichter mehrerer Ortschaften, namentlich in der Provinz Constantine, aus den Wählerlisten gestrichen und damit thatsächlich des Bürgerrechts verlustig erklärt worden. Die Handhabe zu dieser Gewaltmaßregel bildete folgende juristische Streitfrage: Im Jahre 1865 hatte eine Entscheidung des Senats die algerischen Juden als französische Unterthanen erklärt und unter den Schutz Frankreichs gestellt, ohne ihnen jedoch den Titel französischer Bürger und somit das Wahlrecht zu gewähren. Am 24. Oktober 1870 erließ der Justizminister Crémieux als Mitglied der Regierung der Nationalverteidigung ein Dekret, demzufolge alle eingebornen Juden, welche die algerischen Departements bewohnten, von diesem Tage an französische Bürger wurden. Ein Jahr später indessen beschränkte ein neues, von Thiers erlassenes Edikt diese erste Entscheidung, indem es festsetzte, daß nur diejenigen eingebornen Juden, welche sich zur Zeit der französischen Okkupation (1830) auf algerischem Gebiete befanden, und ihre Nachkommen das Bürgerrecht erhalten. Die strittige Frage, ob die nach 1830 in Algerien eingewanderten Juden und ihre Nachkommen Wähler sind oder nicht, benutzten die von den Antisemiten gedrängten Friedensrichter, um mehrere Tausend Juden, darunter auch solche, die der Militärpflicht genügt hatten, aus den Listen zu streichen. Die Gemaßregelten wandten sich beschwerdeführend an den Kassationshof, welcher nunmehr seine Entscheidung getroffen hat. Der Anwalt der Beschwerdeführenden behauptete, daß das Dekret vom 24. Oktober 1870 als allein giltig, das von 1871, welches nur von dem Chef der Exekutivgewalt ohne Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaften erlassen wurde, als hinfällig anzusehen sei. Der Staatsanwalt dagegen verfocht die Ansicht, daß die beiden Dekrete von 1870 und 1871 nur ein Ganzes bilden und daß somit die nach 1830 eingewanderten Juden und ihre Nachkommen sicher keine französischen Bürger seien; nur denjenigen müsse dieses Recht zugestanden werden, welche dem letzten Rekrutierungsgesetze von 1809 Genüge geleistet hätten. Der Kassationshof schloß sich im allgemeinen den Ausführungen des Staatsanwalts an und entschied, daß das Edikt von 1871 das Dekret Crémieux ergänze, indem es dasselbe modifiziere. Jeder Jude aber, der den Artikeln 4 und 5 des Edikts Genüge geleistet, d. h. nachweisen könne, daß er oder seine Vorfahren der Militärpflicht nachgekommen, sei in die Wählerlisten aufzunehmen. Daraufhin wurden nahezu 1000 Streichungen annulliert und nur 80 bestätigt, zum Teil wegen formeller Fehler. Dieses Urteil des Kassationshofes stößt alle früheren Entscheidungen der Gerichtsbehörden in Algier um und entwindet den dortigen Antisemiten eine wirksame Waffe.

— **Jüdische Frauenvereinigung in Amerika.** Das jenseits des Ozeans die Frauen in den Kampf für das im Erlöschen begriffene Judentum eingetreten sind, hatten wir wiederholt berichtet. Das talmudische Wort: „Wo keine Männer sind, bemühe Du Dich, ein Mann zu sein," deuten drüben die Töchter Israels in ihrem Sinne und zum Heile der Bewegung, der sie sich widmen. Ueber die letzte in New York stattgehabte Versammlung berichtet unser St.-Korrespondent: Frl. Annie Josephine Levi erregte Aufsehen in der Sitzung des National Council of Jewish Women, welche im Lesesaale des Tempels Beth-El stattfand. Dreihundert Frauen waren anwesend, und Präsident Valerie Kohut führte den Vorsitz. Frl. Levis Vortrag war über das selbstgewählte Thema: „Die eheliche Verbindung zwischen Juden und Christen." Sie sprach sich entschieden gegen die Mischehe aus, weil sie glaube, daß der Fortschritt der Zivilisation und die damit verbundene Freisinnigkeit die althergebrachten Gebräuche der Juden bedrohe. Sie führte an, daß glückliche Ehen zwischen Juden und Christen nur möglich seien, wenn entweder der Mann oder die Frau gleichgiltig über ihre Religion dächten. Gewöhnlich sei die Gleichgiltigkeit auf Seiten Beider zu finden. Zum Schlusse beklagte sie die wachsende Neigung ihrer Glaubensgenossen, ihre alten hebräischen Namen in moderne heidnischen Ursprunges zu vertauschen. — Die jüdische Frauenvereinigung soll ungefähr 4000 Mitglieder haben, die über 40 Städte verteilt sind. Die erste National-Konvention wird im November in New York stattfinden.

— **Amerikaner über die Juden.** Gelegentlich des Ahlwardt-Rummels hat die „Jewish Times" in San Franzisco eine Umfrage bei einigen Gouverneuren von Staaten der Union ergehen lassen, um ihre Meinung bezüglich der Judenfrage zu ermitteln. Von den interessanten Antworten wollen wir folgende wiedergeben: Gouverneur Staue von Missouri erklärte: „Ich bin überzeugt, die Wahrheit zu treffen, wenn ich erkläre, daß die Juden im Staate Missouri ein kluges, fortschrittlich gesinntes, die Gesetze achtendes Volk bilden. Sie stehen über den allgemeinen Durchschnitt der Bürger dieses Staates in der Leistung aller Pflichten, die mit dem Bürgerrecht verbunden sind, dennoch dürfte es kaum möglich sein, abgesehen von dem religiösen Unterschied, die Juden als eine besondere Bevölkerung zu bezeichnen, sie sind völlig normal, weder besser noch schlechter." Gouverneur Mac Kinley von Ohio erklärt: „Die Bevölkerung von Ohio hat hohen Respekt vor ihren jüdischen Mitbürgern. Sie befolgen die Gesetze des Staates und sind ein unternehmungslustiges, wertvolles Element in der Allgemeinheit, stets bereit, an guten Dingen sich zu beteiligen und Bestrebungen für die allgemeine Wohlfahrt zu unterstützen." Gouverneur Altgeld aus Illinois sagt: „Die Juden sind ein besonders intelligentes, unterneh-

mungslustiges, fleißiges und patriotisches Element der Bevölkerung. Sie sind aufmerksame Beobachter aller Gesetze, unterstützen die Bedürftigen und Armen und sind, mit einem Worte gesagt, ausgezeichnete Bürger.“ Gouverneur Mercill aus Kansas erklärt: „Was den Charakter der Juden und ihren gegenwärtigen Standpunkt in unserem Staate anbetrifft, so kenne ich sie nur als ordentlich, loyal, fleißig, mäßig und genügsam, wie nur irgend eine andere Klasse der Bevölkerung in unserem Staate“.

Feuilleton.

Rosegger, der „Judenhasser“.

Von X. Yard.

> „. . . Es herrschten und machten sich breit
> Des Rassenkampfs wilde Gewalten,
> Die Tiere in Menschengestalten,
> Es war eine häßliche Zeit.“
>
> Rosegger.

Wer heute den Parlamentsbericht verstimmt bei Seite wirft und nach irgend einem belletristischen Buche greift, um sich zu zerstreuen, dem mag es leicht passieren, daß er im Mantel der Erzählung dieselbe Anschauung, denselben Parteistandpunkt, denselben Haß wiederfindet, der ihm vorher die politische Lektüre verleidet hat. Die schöne Litteratur ist nicht mehr neutrales Gebiet; mancher glaubt hinter der Zeit zurückzubleiben, wenn er seinen Werken nicht einen Parteianstrich giebt, der ihren Charakter mehr oder weniger bestimmt — ich erinnere an H. v. Zobeltitz' Roman „Die Kronprinzenpassage“, mit dem „Daheim“ seine antisemitische Aera begann. Mancher findet sich auch ehrlicher mit den Fragen der Gegenwart ab: zur Folie eines gleichgiltigen Romans stehen sie ihm zu hoch; er macht sie zum Objekt seiner ernsten Arbeit, geht mit dem Auge des Dichters ihrem Ursprung, ihrer Entwickelung und Entartung nach, und stellt die Leidenschaften, die wild und roh in der trüben Wirklichkeit mit einander ringen, harmonisch geläutert im Lichte der Poesie dar.

Eine von diesen ehrlichen Naturen ist Rosegger, wohl der gelesenste Schriftsteller Oesterreichs, desselben Oesterreichs, auf das seit geraumer Zeit die Blicke der jüdischen Welt in banger Erwartung gerichtet sind. — Rosegger ist den Lesern dieses Blattes nicht fremd. Es war eine spitze Feder, die damals aus Wien seine Aeußerungen über das Heinedenkmal berichtete. Nichts kann falscher sein, als die halbversteckten Andeutungen und Angriffe in jenem Briefe. — Der Dichter ist als Waldbauernbub weit oben im steierischen Hochwald aufgewachsen, mit all den Vorurteilen seiner Berge. Es ist wahr, wenn im fernen Kirchdorf die Mission predigte, dann glühte er vor Glaubenseifer und verachtete seine Pfarrer, weil sie die Juden und die Protestanten nicht austrieben aus ihren Dörfern, und wie er bei seinem ersten Flug in die Welt in eine Synagoge gerät — in Wien wars, in der Leopoldstadt — da grollt er seinem Schutzengel: wie der es nur habe zulassen können, daß er in einen Judentempel gehe! Aber der gereifte Mann weiß nichts mehr von jener Befangenheit des Kindergemüts, und angesichts der immer weitere Kreise ergreifenden antisemitischen Bewegung in seinem Vaterlande hat er Gedanken und Urteil über sie unter dem an der Spitze angeführten Motto in der Erzählung „die Christvesper“*) niedergelegt; eine Novelle, die nicht nur wegen des Protestes der edlen Dichternatur gegen Glaubens- und Rassenhaß das größte Interesse besitzt, sondern auch durch die plastische und lebensvolle Schilderung fesselt; unwillkürlich sucht man nach den Vorbildern für diese Gestalten, die, wenn auch mittelalterlich drapiert, in Wort und Gebahren so merkwürdig den Häuptern des gährenden Wien gleichen.

Es ist die Geschichte einer Judenschlacht aus der Zeit nach den Kreuzzügen, die Rosegger schildert; eins jener Trauerspiele, deren Handlung wir aus hundertfacher Wiederholung so gut kennen. Aber diese Handlung ist zu rauh und zu blutig, sie zeigt auf der einen Seite zu viel empörendes Unrecht, auf der anderen zu viel unverdienten Jammer, als daß sie sich ohne weiteres in den Rahmen der Dichtung fügen könnte. Rosegger bringt darum ein ganz neues Moment hinein; um das Gräßliche zu vermeiden, das in dem Hinschlachten so vieler Unschuldiger liegt, läßt er die Juden durch eigene Schuld das drohende Verhängnis entfesseln. Mancher wird über diese poetische Freiheit den Kopf schütteln, besonders wenn er selber Partei ist. Aber er hat Unrecht; der Dichter darf die poetische Gerechtigkeit sprechen lassen, wo die irdische geschwiegen hat, und in diesem Fall blieb ihm keine andere Wahl, wollte er sein Werk von dem Flecken freihalten, den jene dunklen Blätter der Geschichte aufweisen.

Dies vorausgeschickt, ist der Inhalt der Christvesper in zwei Worten zu erzählen: die Juden von Idunburg (Judenburg?) sind ihren christlichen Mitbürgern, deren Stadt sie durch Handel und Verkehr zur Blüte gebracht, zu reich und zu mächtig geworden. Allerlei Anzeichen des nahen Sturmes gehen durchs Land; Gewaltthaten und Anklagen häufen sich. Da wollen die Juden dem Verderben zuvorkommen, den Schlag führen, ehe er sie zerschmettert; sie halten geheimen Rat und beschließen, am Weihnachtstage, zur Vesperzeit — daher der Titel — mit bewaffneter Hand die Christen zu vernichten. Der Anschlag wird jedoch verraten, man stürmt die Stadtteile der Juden, und Feuer und Schwert wüten darin, bis die Flamme, von Dach zu Dach fahrend, Mörder und Gemordete unter den Trümmern Idunburgs begräbt.

Die Handlung ist, wie man sieht, ziemlich einfach, wenigstens im Vergleich zu anderen historischen Novellen, wo sie sich zwischen allerlei Nebenwerk hindurchwinden muß. Dafür sind die Charaktere vertieft, die Kulturbilder groß angelegt und sicher durchgeführt. Da haben wir die lautesten Rufer im Streit; der Schmied, der sich gern den Hammerherrn nennen hört und „auf den Germanen hinausspielt“, obgleich sein Vater als landfahrender, „verdächtig brauner“ Gesell in die Gegend gekommen ist, der Wirt zum heiligen Geist, „ein kleines, blaßgelbes, giftiges Männlein“, endlich der „derbklötzige“ Vogtknecht, ein Patriziersohn, der das Haus seiner Väter verspielt und vertrunken. So finden sich Rassenhochmut und Roheit mit Neid und Mißgunst in gemeinsamem Hasse

---

*) P. K. Rosegger: Höhenfeuer, neue Geschichten aus den Alpen. — A. Hartleben, Wien.

zusammen. Meisterhaft ist dann die Schilderung eines Kirchweihmorgens; vorn an der Straße die Meßbuden der Juden, Stand an Stand, drinnen auf der Kanzel ein „fremder Pfaff", der gegen die „falschen und blutdürstigen" Juden donnert; hinter der Kirche auf dem Anger allerlei Volk beim Branntwein des Heiligegeist-Wirtes. Der braune Hammerherr ist auch nicht müßig; er streicht von Gruppe zu Gruppe und spricht von Kindermord und Brunnenvergiftung; vom Wirt läßt er sich eine Hostie reichen, die er vorher mit seinen Schmiedsnägeln durchstochen hat, und seine Rede paßt gut zu der Predigt des eifernden Priesters, die aus den Kirchenfenstern herübertönt.

Etwas weniger glücklich ist Rosegger, wie er an die Versammlung der Juden im Bethaus kommt. Er heißt den Platz vor der heiligen Lade „Bimah", und der alte Rabbi steigt bei ihm entblößten Hauptes im rötlich (!) schimmernden Talar hinauf. Doch steht neben diesen kleinen Unrichtigkeiten ein Zug feiner Beobachtung; im jüdischen Gotteshause schwinden alle Unterschiede von Stand und Vermögen, und es sind bemerkenswerte Worte, die der christliche Dichter spricht: „Reich und arm war beisammen, aber der Bündeljude bezeigte dem hochfahrenden Kaufmann wenig Respekt, und der Kaufherr behandelte den niedrigsten seines Stammes wie seinesgleichen."

Die Gründe der Hetze in Idunburg sind sehr weltlicher Natur; ihren religiösen Namen bekommt die Sache aber doch. Jener Mönch hat auf der Kirchweih nicht umsonst so feurig gegen die Festentheiligung an den jüdischen Buden gesprochen; daß sein Kloster über und über den Juden verschuldet war, machte nichts aus; höchstens verlieh es seiner Streitrede für die gefährdete Religion ganz besondere Kraft. Die Idunburger beginnen auch fromm zu werden mitten in ihrem Haß; überall betet man einen Segen gegen die Juden, ein Stoßgebet für die „Feindesschlacht".

Rosegger giebt diesem „Traktätlein" kein Wort Kommentar; es würde seine Wirkung auch nur schwächen; ich weiß kein anderes Denkmal religiöser Verfolgungssucht, in dem sich der blinde, blöde Glaubenshaß erschreckender offenbarte als in diesen wenigen Zeilen; keinen blutigeren Hohn des Schicksals, als die Vereinigung der heiligsten Worte, die die beiden Religionen der Menschenliebe kennen, zu Fluch und Verwünschung im Munde einer raubgierigen Rotte.

Hier reden die Thatsachen laut genug; an anderen Stellen legt der Dichter seine Gedanken einer seiner Personen in den Mund, dem Petrus, einem alten Bettler, der während der schwülen Stille vor dem Sturm in den Straßen sein Wesen treibt. Er ist früher Einsiedler gewesen; ein Philosoph ist er geblieben, wenn auch nur ein cynischer, und oft muß er auf seinen Krücken davonhumpeln vor der Rache der Leute; denn seine Worte sind bitter und wahr. Dem Schmied verdirbt er die ganze, schöne Komödie mit der Hostie: „Untergang den Juden!" äfft er ihm nach; „aber nicht, weil sie unseres Stammes nicht sind und unseres Glaubens nicht. Wir blümeln das dem Volk nur vor, damit wir Gott und Vaterland zum Schlachtgeschrei machen können — — —. Weil sie klüger sind als wir und wir vielleicht stärker als sie, darum wollen wir sie erschlagen!" Auf solche Reden hin muß der Alte wieder flüchten. Im Gebirge findet er bei einem Hirten Obdach, und dem gegenüber spricht er des Dichters Stellung in der Judenfrage deutlich aus. Es sind veraltete, oft widerlegte Beschuldigungen und Vorwürfe, die da zu Gunsten der Juden abgethan werden; aber wer sich an gewisse moderne Wiener Predigten erinnert, wird die Berechtigung dieser Apologie begreifen und nicht darüber lächeln, wenn der Hirt und der Bettler in ihrem Dialog über die Toleranz zu dem Satze kommen: Hilf deinem Nächsten, auch wenn er ein Jude ist. —

Am Tage nach der Mordnacht hinkt der alte Petrus über die Brandstätte. Die Juden sind erschlagen; aber auch ihre Feinde. Nur der Schmied lebt noch; ihm hat ein geschleuderter Feuerbrand beide Augen vernichtet. Der Bettler steht vor ihm.

„Sei christlich, Petrus," murmelte der braune Schmied.

„Wohl, wohl," versetzte der Petrus, „für euch wollt ihr immer was Christliches. Was habt ihr denn für andere? — — — — Blind waret ihr schon lange, sonst hättet ihr sehen müssen, wohin euer Eifern und Treiben führt. — — — Ich sage euch was: die Welt ist voll von Wesen, die sich nicht leiden mögen. Allerhand Nachbarn, Völker, Stämme, Religionen. Ein wenig schüren, ein wenig reizen, ein wenig hetzen, was ist das? Nichts ist das — ja wartet nur, es ist was! — — Und erst gar, wenn sich mehrere und viele zusammenthun. Zuerst nur Abneigung; hernach Feindschaft, Verdächtigungen, Verleumdungen, hernach Rachepläne, Raubgier, Mord — —."

* * *

Indem ich diese Zeilen schreibe, durchläuft die Presse die Nachricht von einem neuen antisemitischen Totschlag in Wien, der auf offener Gasse, am hellen Tage verübt wurde. — Das Schüren, Reizen und Hetzen hat Wien hinter sich; es ist jetzt in die Phase der Feindschaft, der Verdächtigungen, der Racheplane eingetreten. Ob das Letzte, der Mord, wirklich noch kommen wird, um der modernen Großstadt vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts das Bild des unglücklichen Idunburg auch in seinen letzten, furchtbaren Konsequenzen aufzudrücken?

Darum....!

Von Saltikow-Schtschedrin.

(Fortsetzung.)

„Wie, Abraham, ich glaubte Sie seien gegen die Schulen, gegen den Unterricht?"

„Nein, Herr Staatsanwalt, nein, Herr Staatsanwalt, ich bin nicht gegen den Unterricht. O die Wissenschaft! Sie ist das größte aller Güter, der Anfang und die Quelle alles Lebens! Ich meine nur, Herr Staatsanwalt, mit dem Tage, da mein Sohn ins Gymnasium gekommen ist, hat er den ersten Schritt nach dem Gefängnis gethan, in dem er sich jetzt befindet."

„Weshalb?"

„Weil er sich im Gymnasium und später auf der Universität des Glaubens und der Gedanken seiner Väter entschlagen hat. Als er nach Beendigung seiner Studien zu uns zurückkehrte, war ihm alles fremd: unsere Religion, unsere Gewohnheiten, unsere Geschichte, unsere Gedanken, alles, selbst

unser Geld, unser Vermögen. Dieses Geld, das dem Juden Stellung und Macht giebt, er sah es nicht einmal an. Alles war ihm fremd geworden in seiner eigenen Familie; und doch konnte er sie nicht verlassen, denn er besaß nichts, wohin er hätte gehen können. Seine Kameraden hatten ihr Vaterland, ihre Nation, von der sie die Schule nicht getrennt hatte. Er hatte kein Vaterland. Seine christlichen Kameraden hatten eine Familie, und ihre Erziehung hatte sie noch enger an dieselbe geknüpft; ihn hatte die Schule von seiner Familie getrennt. Seine Kameraden hatten eine Gesellschaft, in der sie geboren waren, in der sie vor ihrem Eintrit ins Gymnasium gelebt hatten, und in der sie nach Beendigung ihrer Studien wieder lebten. Ihn, den Juden, hatte das Gymnasium von der Gesellschaft, in der er bis dahin gelebt getrennt, hatte ihm aber dafür keine neue gegeben. . . . . Seine christlichen Kameraden haben die Karriere ihrer Eltern vor sich, sie konnten in den Staatsdienst eintreten oder irgend eine andere Beschäftigung ergreifen. Für ihn giebt es keine Staatskarriere, und die Beschäftigung seines Vaters und seines Großvaters ist nicht die seine; er mochte sie nicht. Sie werden mir sagen, Herr Staatsanwalt, die Israeliten hätten heutzutage dieselben Rechte, wie die Christen, aber Sie wissen selbst, ebensogut wie ich, wie es damit bestellt ist: Damit ein Israelit, ohne daß er seine Religion abschwört, ohne daß er seine Voreltern und seinen eigenen Vater und seine Mutter vergißt, ohne daß er seine Vergangenheit leugnet, in Ihre Gesellschaft aufgenommen wird, muß er Geld haben, viel Geld. . . . ."

„Das ist nicht richtig, Abraham. Wie viele Künstler, Musiker, Gelehrte, Schriftsteller israelitischen Ursprungs verkehren in der Gesellschaft und leben in völliger Gleichberechtigung mit den Christen!"

„Jawohl, Herr Staatsanwalt, das ist wahr; aber die Leute, von denen Sie sprechen, sind gottbegnadete Menschen, große Künstler, große Gelehrte. Doch selbst unter diesen verlassen schließlich viele den Glauben ihrer Väter und trennen sich von ihren Glaubensgenossen. Wenn sie es nicht thun, so thun es ihre Kinder. Aber die andern, die Masse, die weder ein großes Vermögen, noch ein großes Talent besitzen, befinden sich, wenn sie die Schule verlassen, wie in einer Sackgasse; es giebt keine mögliche Rückkehr zu den Ihren, kein Weg, der sie zu den andern führt. Und doch müssen sie leben; die Jugend will leben. Sie brauchen nicht zu arbeiten, um zu essen; wir haben dafür gesorgt, daß sie zu essen haben; und so leben sie, ohne Geschäfte, ohne zu denken, ohne . . . ich weiß nicht, wie ich es nennen soll."

„Ohne Streben?"

„Nein, entschuldigen Sie, das wollte ich nicht sagen."

„Ohne Zweck, ohne Ziel?"

„Ja, ganz recht, ohne Ziel. Ein junger Mensch kann nicht ohne Ziel leben. Er ist jung, sein Blut ist feurig, er ist intelligent, es wirbelt in seinem Kopfe von Ideen, er ist unterrichtet, oft ist er sogar unterrichteter und intelligenter, als seine christlichen Kameraden . . . Nehmen Sie es nicht übel, ich wollte Sie nicht verletzen."

„Ich fühle mich durchaus nicht verletzt."

„Was ich sage, darf Sie nicht beleidigen, aber sehen Sie selbst. O unsere Jugend, unsere Kinder! (Der Greis erhob stolz sein Haupt.) Gott hat ihnen Verstand gegeben, und sie haben etwas gelernt. Und nun sucht der junge Mann irgend etwas zu vollbringen; er sucht mit seinem Kopfe und seinem Herzen; und er empfindet es in diesem Herzen wie einen Schimpf, daß er überall ein Fremder ist, unter den Seinen und unter den Christen. Von dem Unrecht, das ihm widerfahren, geht er im Gedanken zu dem Unrecht der andern, zu dem Unrecht derjenigen, die sich in seiner Lage befinden, zu allen, die sich auf dieser Erde unterdrückt und mißhandelt glauben. Nun hält er es für seine Pflicht, alles Unrecht zu rächen und sich für alle Unterdrückten zu erheben. Aber ein Mann allein kann nichts thun; man kann nicht allein gegen eine Masse kämpfen. Wem sollte er nun seine Ideen mitteilen? Mit wem soll er leben? Ich habe es Ihnen bereits gesagt, Herr Staatsanwalt, es giebt keine Möglichkeit, zu den Seinen zurück zu kehren und keinen, Weg, der zu den Ihren führt; daher geht er zu den andern, zu ihnen."

„Was heißt das „zu ihnen?"

„Das sind die Leute, die sich mit meinem Sohn im Gefängnis befinden, die Sie die Sozialisten, die Nihilisten nennen."

Der Greis stützte das Haupt in die Hände und schwieg. Ein leichtes Zittern durchfuhr seinen Körper. Mehrere Minuten herrschte Schweigen, dann ergriff der Staatsanwalt wieder das Wort und sprach: „Gestatten Sie, Abraham, Sie haben eben etwas gesagt, was nicht ganz richtig ist. Nehmen wir Ihren Sohn; er hat die Sozialisten nicht aufgesucht, sie sind zu ihm gekommen; oder vielmehr er hat sie zu sich herangezogen und verführt, er war das Haupt der ganzen Gruppe."

Eine Art freudigen Stolzes blitzte von neuem in den Augen des Greises auf.

„Ja, von dem Augenblick an, da er mit ihnen ging, ist er ihr Anführer geworden, weil er klüger und unterrichteter war, weil er Geld besaß . . . . ."

Der Greis stockte, senkte die Stimme und fuhr, unruhige Blicke um sich werfend, fort: „Entschuldigen Sie, Herr Staatsanwalt, Sie haben gesagt, daß mein Sohn der Anführer wäre; ich weiß nichts davon und glaube es auch nicht, ich sprach nur im allgemeinen."

„So habe ich es auch aufgenommen; wir sprechen nicht von Ihrem Sohn im besondern, wir sprechen von der israelitischen Jugend. Sie sagten also, sie wären intelligent, sie hätten Erziehung und Vermögen."

„Und deswegen werden sie notgedrungen die Führer."

„Aber warum sucht Ihre Jugend gerade die Sozialisten auf?"

„Warum? weil sie dort zu Hause sind. Was sie verhindert, wie ihre christlichen Kameraden zu leben, was sie überall und in allen Dingen von der Gleichberechtigung mit den Christen ausschließt, ist, daß sie Israeliten sind. Nun, bei den Nihilisten ist das alles eins, ob man Russe, Pole, Deutscher oder Israelit ist. Was! Du bekennst die Religion Moses? Das thut nichts. Du besitzest gar keine Religion? Das thut nichts; die Nihilisten kümmern sich nicht darum. Unsere Kinder sind intelligent, sie besitzen Erziehung und

Geld; bei den Nihilisten sind sie nicht nur mit den andern gleichberechtigt, sie sind die ersten. Man setzt sie nicht vor die Thür, man wendet ihnen nicht den Rücken, man läßt sie nicht fühlen, daß sie nur geduldet sind; man sucht sie, sie sind die ersten . . . . . . Herr Staatsanwalt, Herr Staatsanwalt, betrachten sie das alles, bedenken Sie, daß Sie es noch dazu mit jungen Leuten zu thun haben, und Sie werden begreifen, warum sie mit den Sozialisten gehen."

Der Staatsanwalt schüttelte mit ungläubiger Miene den Kopf und sagte:

„Ich gebe zu, daß die Erziehung, die Sie Ihren Kindern angedeihen lassen, dazu beiträgt, sie von der israelitischen Gesellschaft, von dem Milieu, in dem ihre Eltern leben, zu trennen. Ich gebe zu, daß sie sich einer schlechten Gesellschaft in die Arme werfen, da eine andere sie nicht aufnehmen will. Aber inwiefern, sind wir, wir Christen dafür verantwortlich, daß das geschieht? Sie sagten soeben, die Schuld hätten Sie und wir."

„Ich habe das nicht gesagt, Herr Staatsanwalt, oder ich hatte wenigstens nicht die Absicht, es zu sagen. Wir sind nicht die Schuld, aber wir sind die Ursache."

„Also gut, sagen wir die Ursache. Wieso sind wir die Ursache, wir Christen?"

„Herr Staatsanwalt, blicken Sie um sich; betrachten Sie aufmerksam, nicht nur die Oberfläche, nein, auch den Grund der Dinge. Was sehen Sie? Man sagt, man hat den Israeliten Rechte eingeräumt, sie könnten Güter besitzen und Handel treiben und unsere jungen Leute fänden, wenn sie von der Universität kämen, öffentliche Stellungen."

„Nun, und sind das nicht bedeutende Rechte? Denken Sie doch an die alte Zeit, Abraham. Sie sind alt und können sich noch erinnern, wie es vor fünfzig Jahren war. Vergleichen Sie doch Ihre Lage von damals mit Ihrer jetzigen, und sagen Sie mir, ob die Israeliten nicht ungeheure Rechte erworben haben, sowohl, was den Großbesitz als auch den Handel und die öffentlichen Stellungen anbetrifft."

„Gewiß, Herr Staatsanwalt, gewiß, das sind ungeheure Rechte. Ich erkenne es an und segne die, die sich erinnert, daß wir auch Menschen sind, und sich bemüht haben, uns den andern gleich zu stellen."

Der Greis erhob die Hände gen Himmel, und fuhr fort:

„Wer sollte nicht anerkennen, daß das ungeheure Rechte sind. Die alten Leute erinnern sich noch anderer Zeiten, schlechter Zeiten; sie haben sie selbst gesehen, sie haben sie selbst mitgemacht; die jungen Leute können aus Büchern ersehen, wie es in den alten Zeiten zugegangen ist oder sie können es von den alten Leuten erfahren; glauben Sie mir, **wir** haben diese Zeiten nicht vergessen."

„Und um der Regierung, welche diese Verhältnisse verbessert hat, ihre Dankbarkeit zu beweisen, arbeitet Ihre Jugend gegen sie?"

„Leider, Herr Staatsanwalt. Wer erkennt nicht an, daß wir, im Vergleich zu unseren früheren Rechten, heutzutage ungeheure besitzen? Aber nur die Greise empfinden den Wert dieser Rechte. Und wenn man gerecht sein will, so können auch nur sie ihn fühlen."

„Ich verstehe Sie nicht recht."

„Die Sache liegt doch ganz einfach, Herr Staatsanwalt. Unsere Kinder — im besonderen die Kinder wohlhabender Leute — haben diese Zeiten nie kennen gelernt, sie haben die schwere Last jener Tage nie empfunden; sie haben davon sprechen hören, sie haben Bücher gelesen, in denen davon die Rede war; aber kann ein satter Mensch Hunger haben, kann ein gesunder Körper leiden, kann jemand in einem warmen Zimmer frieren? Wir Greise, die wir die Dinge mit unseren Augen gesehen, die wir selbst darunter gelitten haben, wir können die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichen; wir **verstehen** nicht nur den Unterschied, wir **fühlen** ihn und segnen Gott und die Regierung dafür. Aber unsere Kinder! Sie kennen nur vom Hörensagen den Unterschied, der zwischen der Lage der Israeliten von heute und der vor fünfzig Jahren besteht, aber sie fühlen, Herr Staatsanwalt, **den** Unterschied, zwischen **ihrer** Lage und der **ihrer christlichen** Kameraden, die in denselben Gymnasien erzogen sind und auf denselben Bänken wie sie gesessen haben. Sie fragen mich, Herr Staatsanwalt, inwiefern die Christen bei alledem beteiligt sind? Insofern, daß sie unseren Söhnen die Thür geöffnet haben, damit sie unsere Kreise verlassen können, und ihnen doch nicht gestatten, in die ihrigen zu treten, außer, wenn sie die Religion ihrer Väter abschwören, ein bedeutendes Vermögen besitzen oder große Künstler und Gelehrte sind. Und dann handelt es sich auch noch um etwas anderes."

Abraham senkte den Kopf und schwieg; dann fuhr er nach längerer Pause fort:

„Man hat uns Rechte, viele Rechte gegeben. Haben Sie die Güte, Herr Staatsanwalt, und untersuchen Sie, was aus diesen Rechten erfolgt. Wenn die Israeliten ihre Studien auf der Universität beendet haben, so können sie in die Armee eintreten; es giebt kein Gesetz, das sie daran hindert; man hat uns alle Rechte gegeben. Aber sagen Sie selbst, Herr Staatsanwalt, giebt es in unserem ganzen Heere **einen** jüdischen Offizier, der nicht getauft wäre? Sie werden mir antworten, die Israeliten sind nicht tapfer, sie haben keine militärischen Talente. Warum sollten sie denn nicht tapfer sein? Ich will Ihnen unter den Israeliten viele ausgezeichnete, tapfere Soldaten zeigen. Ist es etwa die Taufe, die dem Menschen Mut verleiht? Betrachten Sie nun den Beamtenstand und zeigen Sie mir **einen** hohen jüdischen Würdenträger, der nicht getauft ist. Sie werden mir sagen, die Israeliten seien untüchtig? Sie wissen selbst, Herr Staatsanwalt, daß es unter uns unterrichtete, gebildete Leute giebt, die ebenso viel leisten können, wie die Christen. Betrachten wir ferner die bürgerlichen Rechte; nun, könnte mein Sohn Ihre Tochter heiraten, oder Ihre Tochter meinen Sohn, ohne die Religion zu wechseln?"

„Sie denken also, daß das Gesetz oder die Regierung . . . . ."

„Nein, Herr Staatsanwalt," beeilte sich Abraham zu sagen und warf einen mißtrauischen Blick auf sein Gegenüber; „ich spreche nicht von dem Gesetz und der Regierung . . . . Ich weiß, was die Regierung für uns gethan hat. Ich sage nur, das Gesetz mag noch so oft die Ehen zwischen Christen und Israeliten gestatten, sieht sie die Gesellschaft deshalb gern? Würden die Herren Offiziere einen jüdischen Kameraden in ihre Kreise aufnehmen? Zeigt man nicht selbst auf den **getauften** Juden, im Heere, in der Verwaltung, in der Ge-

sellschaft, kurz überall mit dem Finger? Giebt man ihm gern seine Tochter, heiratet man gern die seine? Der Name Jude ist stets ein Schimpf, der sich nur mit viel Geld, viel Talent, oder viel Kenntnissen fortwischen läßt. Und so lange der Name Jude ein Schimpf bleiben wird, so lange werden unsere Kinder, die auf der Schule ihre israelitische Nationalität verloren haben, mit den Sozialisten, mit den Nihilisten gehen."

Es trat eine Pause ein.

(Schluß folgt.)

Hier und dort.

Berlin, 17. Mai. Heute Vormittag 11 Uhr fand die Einweihung des neuen Lehrlingsheims in Pankow, Mühlenstraße 20, unter zahlreicher Beteiligung statt. Der Vorsitzende des Kuratoriums, Stadtrat Dr. Weigert, erläuterte der Versammlung den Zweck des neuen, vom Verein zur Beförderung des Handwerks unter den Juden im preußischen Staate (gegründet 1813) angelegten Heims. Die Zöglinge, unter denen alle Berufsarten vertreten sind, Elektrotechniker, Klempner, Buchbinder, Tapezierer, Lithographen, Schriftsetzer, Uhrmacher u. s. w., werden durch ihre Thätigkeit selbst die Zweckmäßigkeit des Lehrlingsheims zu beweisen haben. Im ganzen befinden sich in der Pflege des Vereins 110 Lehrlinge, die während ihrer Lehrzeit durch Inspektoren beaufsichtigt und unterstützt werden. Von diesen konnten bisher erst 20 im neuen Lehrlingsheim untergebracht werden. Das neue Gebäude verfügt über gut ausgestattete Arbeitssäle und bietet Raum für 50 Zöglinge.

* **Berlin**, 17. Mai. Die Liste der Bade- und Luftkurorte, die vom Antisemitismus infiziert sind, sei hier um einen Namen bereichert: In Groß-Tabarz in Thüringen befindet sich ein Hotel, das „Schießhaus" genannt, dessen Wirt im vorigen Sommer durch ein großes Plakat angezeigt hat, daß er keine jüdischen Familien aufnimmt.

Berlin, 17. Mai. Ueber 200 polnisch-russische Juden trafen am letzten Donnerstag aus Rußland von Eydtkuhnen hier ein, um über Hamburg und Bremen nach New York zu gehen. Sie sind für ein großes industrielles Unternehmen in der Nähe von New York verschrieben worden.

Berlin, 20. Mai. Eine Störung des Gottesdienstes versetzte am Montag Morgen die Beter in der Synagoge Lindenstraße in lebhafteste Erregung. Während Rabbiner Dr. Stier die Festpredigt hielt, erhob sich plötzlich ein Mann aus der Gemeinde, um mit wüsten Worten, wie „Schweigen Sie!" „Lassen Sie mich reden!" „Das ist nicht wahr", „Der Mann geht zu weit" u. s. w., den Prediger zu unterbrechen. Man entfernte den Irrsinnigen, denn mit einem solchen hatte man es augenscheinlich zu thun, aus dem Gotteshause, worauf der Gottesdienst seinen ungestörten Fortgang nahm.

⊙ **Berlin**, 20. Mai. Heute öffnet eine neue Abteilung der Berliner Gewerbe-Ausstellung ihre Pforten. In der Spezial-Ausstellung Kairo hat eine Ausstellung der jüdischen Kolonien in Paläftina ihren Platz gefunden. In einer Weinstube kann man den Wein, den jüdische Bauern im heiligen Lande gebaut und gekeltert haben, kosten und sich davon überzeugen, daß Rot-, Weiß- und süßer Wein, ganz besonders aber Cognac den entsprechenden Sorten an Rhein- oder Bordeaux-Weinen 2c. vollständig gleichwertig sind, sie zum Teil an Güte, fast immer an Wohlfeilheit übertreffen. In einem Ausstellungsraum findet dann der Besucher die anderen Produkte des heiligen Landes aufgestellt, verschiedene Getreidearten, Honig, Oel, Seide in Cocons und im Faden, allerlei wohlriechende Essenzen und Oele, sogar dort fabriziertes Eau de Cologne. Außerdem sind die Erzeugnisse jüdischer Handwerker in Jerusalem, Schnitzereien in Olivenholz und Steinarbeiten, zum Verkaufe ausgestellt, und eine Menge Photographien aus dem heiligen Lande zeigen uns die denkwürdigen Stätten ruhmreicher Vergangenheit, wie die Plätze, auf denen die heutigen Juden wieder den Boden ihrer Väter bebauen. Sicher ist diese Ausstellung für jedermann, ganz besonders aber für jeden Juden hochinteressant, und wer zur Ausstellung nach Berlin kommt, wird nicht verfehlen, sie aufzusuchen.

Aus Westpreußen, im Mai. Merkwürdige Spezialisten der Langfingerzunft treiben seit einiger Zeit in unserer Provinz ihr Unwesen. Dieselben haben sich darauf verlegt, in die Synagogen einzubrechen und zu stehlen, was irgendwie wert ist, mitgenommen zu werden. So wird aus Schwetz gemeldet, daß in der Nacht zum Montag auch in die dortige Synagoge eingebrochen worden ist und daß die Spitzbuben die Armenbüchse ihres Inhalts, der etwa 6 Mark betragen haben mag, beraubt haben. Es ist dies binnen wenigen Wochen der vierte Synagogeneinbruchsdiebstahl in der Provinz Westpreußen.

Danzig, 15. Mai. Die Gründung eines Vereins jüdischer Lehrer und Religionslehrer Westpreußens steht bevor. Ein Ausschuß, dem die Herren Brann-Dt. Krone, Geisenberg-Marienwerder, Jaffé-Dt. Krone und Schreiber-Danzig angehören, ladet sämtliche jüdische Lehrer der Provinz zum 24. und 25. Mai zu einer Versammlung nach Danzig ein, in der die Sache in Fluß gebracht werden soll. — Am selben Tag wird in Stettin der im Regierungsbezirk bestehende Bezirksverein in einen Provinzialverein für Pommern umgestaltet.

w. **Aus der Provinz Posen**, 17. Mai. Am 18. Juni feiert Herr Lehrer emer. M. Spiewkowski in Samotschin die goldene Hochzeit. Diese Nachricht wird sicher die große Zahl seiner ehemaligen Schüler sehr interessieren, umsomehr als es auch zugleich 25 Jahre sind, daß Herr Sp. das Ehrenamt eines Mohel in Samotschin und Umgegend ausübt. Fast 50 Jahre lebt Herr Sp. in Samotschin, und davon war er 45 Jahre lang als Lehrer thätig. Kein Wunder, daß er von allen Gemeindemitgliedern, alt oder jung, hoch und niedrig, sehr verehrt wird. Er verstand es aber auch, vermöge seines vielseitigen Wissens und außerordentlichen pädagogischen Geschicks sich ein Ansehen zu verschaffen, das nur wenige Lehrer genießen. Auch die Regierung erkannte seine Thätigkeit an, indem sie ihn schon vor sehr langer Zeit dekorierte und ihm zu wiederholten Malen außerordentliche Gratifikationen ge-

währte. Hochinteressant müßte es sein, wenn Herr Sp. sich veranlaßt sehen wollte, einiges aus seinem Leben und seinen Erinnerungen mitzuteilen. Diese enthalten, wie Ihr Korrespondent aus verschiedenen Unterredungen weiß, ein Stück jüdischer Kulturgeschichte, denn der Jubilar ist noch einer von der „alten Schule“, der erst „Bocher“ gewesen und dann später sich neben theologischen Studien dem Studium der Pädagogik widmete. — Am 1. Juni feiert ein Bruder des Herrn Sp., Herr Lehrer Spiewkowski in Wongrowitz, sein 25jähriges Amtsjubiläum. Von diesen 25 Jahren hat der Jubilar 23½ Jahr mit viel Hingabe und Geschick an der israelitischen Volksschule der genannten Gemeinde gewirkt. Um den Tag würdig zu feiern, hat sich ein Festkomitee unter Leitung des Herrn Förder gebildet.

⚒ **Posen**, 15. Mai. Die Bureaus der Synagogengemeinde und die Räume für die Religionsschule derselben sind bisher in gemieteten Räumlichkeiten untergebracht. Nunmehr läßt die Gemeinde für die bezeichneten Zwecke auf dem ihr gehörigen, an der Ecke der Teich- und Schuhmacherstraße belegenen Platze ein Gebäude aufführen, welches außerdem auch die Wohnung für den Rabbiner enthalten wird. Die Fundamentierungsarbeiten zu diesem Neubau sind bereits im vorigen Herbst fertiggestellt worden. Die Arbeiten des Oberbaues, welche Ende vorigen Monats wieder aufgenommen worden sind, nehmen einen guten Fortgang.

D. **Frankfurt a. M.**, 11. Mai. Zum gestrigen Festmahl Sr. Majestät des Kaisers aus Anlaß des 25. Jahrestages des Frankfurter Friedens wurde Herr Rabbiner Dr. Plaut mit einer Einladung beehrt. Bei dieser Feier wurde Herr Prof. Dr. Weigert zum Geheimen Sanitätsrat ernannt. Herr Georg Speyer wurde mit dem Kronenorden und Herr Theodor Stern mit dem Roten Adlerorden 4. Klasse ausgezeichnet.

⚒ **Karlsruhe**, 16. Mai. Wie bereits früher hervorgehoben, streben die Israeliten unseres Landes die Errichtung eines Altersasyls für alleinstehende, kranke und arme Glaubensgenossen an, und wurde deshalb zur Schaffung eines Fonds eine Sammlung freiwilliger Spenden in den israelitischen Gemeinden Badens veranstaltet. Diese Sammlung hat bis jetzt ganz überraschende Erfolge, indem von Gemeinden, Vereinen und Einzelnen bereits eine Summe von 30—35,000 Mark zusammengebracht wurde, wobei die Ergebnisse von verschiedenen Seiten noch ausstehen. Auch einer hochherzigen Stiftung soll hier gedacht werden, indem Frau Hofrat Moos Witwe, von hier, kürzlich 20,000 Mark zur Verwendung für das Asyl spendete.

⩘ **Dresden**, 6. Mai. Dem Verwaltungsbericht der hiesigen Gemeinde entnehmen wir folgende Daten: Die Gemeinde hatte Ende v. J. 500 stimmberechtigte Mitglieder. Die aus 6 Knaben- und 6 Mädchenklassen bestehende Religionsschule wurde von 259 Schülern besucht. Lehrreich sind die hier unternommenen ernsten Versuche, eine größere Teilnahme an dem Gottesdienste anzubahnen. Es wurde die Einführung eines deutschsprachigen Sonntags-Gottesdienstes beantragt, allein der Antrag ist mit einer Stimme Majorität abgelehnt worden. Dagegen wurde beschlossen, versuchsweise den Freitag-Abendgottesdienst in der Zeit vom Mai bis zum August um ½8 Uhr zu beginnen und durch deutsches Lied und Ansprache des Rabbiners feierlicher zu gestalten. Der erwartete Erfolg, d. h. der stärkere Besuch des Gottesdienstes, ist aber ausgeblieben. Die Anträge auf Nutzbarmachung der klassischen Kompositionen biblischer Texte Bach, Händel, Mendelssohn u. s. w. beim Gottesdienste, sowie auf Abhaltung eines Familienabends für Angehörige der hiesigen Religionsgemeinde fanden Ablehnung. Der Haushaltplan für 1896 ergiebt 46 030 Mark Ausgaben 19 250 Mark Einnahmen. Durch Steuern sind 29 000 Mark aufzubringen. Die sämtlichen Wohltätigkeits-Vereine besaßen 1895 an Vermögen Mark 29 786,39. Der Abschluß des Budgets ergiebt ein Plus von Mark 27 926,27. An Grundstücken besitzt die Gemeinde: die Synagoge, das Haus Zeughausstraße 2 und die beiden Friedhöfe. Der Synagogen-Renovations-Fonds besitzt zur Zeit Mark 2000, der Lehrer-Pensions-Fonds Mark 16 000.

⩘ **Wien**, 14. Mai. Die Statthalterei verfügte die Auflösung von 19 akademischen Vereinigungen (Burschenschaften, Verbindungen und Vereine), darunter 10 Verbindungen des Waithofener Verbandes, welche sich dem am 1. März gefaßten Beschlusse gegen die Satisfaktionsfähigkeit der Juden angeschlossen hatten. Der Polizeipräsident hebt in einer Verfügung hervor, daß eine ganze Kategorie Studenten in ihrer Ehre empfindlich verletzt worden sei. Heute wurden verschiedene Vereinslokale behördlich geschlossen. — Die Deutsch-Nationalen lehnten den Wiedereintritt in den deutschen Schulverein ab, weil der Ausschuß sich weigerte, den Ortsgruppen die Selbstbestimmungen über die Aufnahme jüdischer Mitglieder freizugeben.

⊙ **Wien**, 17. Mai. Die Sammlungen der Gesellschaft für Sammlung und Konservierung von Kunst- und historischen Denkmälern des Judentums haben in den letzten Wochen zahlreiche wertvolle Bereicherungen erhalten. So hat die Gesellschaft zwei große Lederschüsseln aus italienischer Majolika erworben, von welchen eine mit 700 Millimeter Durchmesser von Jakob Azulai in Padua 1532, mit prachtvollen figuralen und ornamentalen Darstellungen in Hochrelief versehen, die zweite in Pezaro im Jahre 1730 angefertigt wurde; ferner einen Fayenceteller, von Isaak Azulai aus Faenza 1575 angefertigt. Unter den zahlreichen Geschenken, welche der genannten Gesellschaft in der letzten Zeit zugegangen sind, nimmt den ersten Platz ein hebräisches Gebetbuch (Amsterdam 1714) mit reich verziertem, in Silberfiligran gearbeitetem Einband ein. Dieser, in künstlerisch vollendeter Weise durchgeführt, ist mit zahlreichen Figuren, Mittelschildern und Ornamenten in vergoldetem Silber geziert. Dieses sehr wertvolle Geschenk verdankt die Gesellschaft der Munifizenz des Industriellen Herrn Leopold Wolf in Wien. Es wäre zu wünschen, daß dieses hochherzige Beispiel häufige Nachahmung finden möchte. —

✗ **Teplitz**, 17. Mai. Das hiesige israelitische Badehospital feiert in diesem Monat das 75jährige Jubiläum seiner Gründung und das 60jährige seines Bestandes im eigenen Gebäude, Lindenstraße 14. Mehr als 8000 arme, kranke Israeliten fanden daselbst Heilung bei vollkommen freier Wohnung, Verpflegung und Gratisbädern, und weitere

8000 Juden freie Bäder und Kost. Das Institut steht seit 27 Jahren unter der Leitung des Sanitätsrates Dr. Hirsch.

? **St. Petersburg,** 7. Mai. Laut den unlängst veröffentlichten amtlichen Berichten einiger Gouverneure beläuft sich die jüdische Bevölkerung in den unter ihrer Leitung stehenden Distrikten: Wilna auf 208 200, Grodno auf 301 177, Kowno auf 300 005, Witebsk auf 152 099, Mohiler auf 174 911.

ϰ **Petersburg,** 15. Mai. Unabhängig von der Revision der Judengesetze soll in kurzem die Regelung der jüdischen Wohltätigkeitsgesellschaften in Beratung gezogen werden. Das Projekt liegt dem Reichsrat bereits vor. Alle jüdischen Wohltätigkeitsgesellschaften sollen denselben Regierungsinstitutionen unterstellt werden, denen die entsprechenden christlichen Institutionen unterstellt sind. Die Statuten werden von den betreffenden Wohltätigkeits-Institutionen selbst ausgearbeitet und vom Minister des Innern bestätigt.

Tunis, 2. Mai. In der hiesigen Ausstellung für Kunst und Industrie wurde eine große Anzahl von Glaubensgenossen ausgezeichnet, was umso bemerkenswerter ist, als es sich fast ausnahmslos um eingeborene Juden handelt, welche bis vor wenigen Jahren mit dem Weltverkehr in keinerlei Berührung standen. Es erhielten in der Industrie-Abteilung vier Juden Ehrendiplome, acht Medaillen 2. Klasse und drei die gleiche Auszeichnung in der Kunstausstellung. Bei der Preisverteilung dekorierte der Bey von Tunis zwei der Diplomierten mit dem Niham-Iftika-Orden.

Buenos-Aires, 25. April. Eine jüdische Gemeinde wurde in Germiston, einem kleinen Dorfe in der Umgegend, gegründet. Obwohl der Ort erst seit einem Jahre besteht, ist er doch bereits im Aufblühen begriffen und es wurde sogar schon eine kleine, ganz aus Eisen gebaute Synagoge errichtet.

— Vakanzen. Ostrowo (Posen). Zum 1. 9. I. K. u. Hilfssch. Fix. 1650 Mk. u. Nbk. — Krojanke. Zum 1. 8. Gepr. Rl. K. Sch. Kore, Tokea, Mohel. Fix. 1400, Nbk. 500 bis 600 Mk. Keine Reisek. — Weener (Hannov.). Zum 1. 8. El. K. (auch Pred.). Fix. 1500 Mk. u. fr. Wohnung. Meld. an A. Arons. — Bärwalde (Pomm.). Sof. interim. K. Sch., wenn mögl. auch Rl. Fix. monatl. 100 Mk. u. fr. Wohn. Meld. an A. Mayer.

Aus dem Leserkreise.

Sehr geehrter Herr Redakteur! Bitte folgender Entgegnung ein Plätzchen in Ihrem geschätzten Blatte einräumen zu wollen:

Herr Galliner in Schwerin i. M. versucht den Hieb abzuwehren, den ich in einem Vortrage wider das Religionsbuch des Herrn Dr. Feilchenfeld geführt haben soll. Mir fällt es nicht ein, alle Widersprüche, in die er sich dabei verwickelt, auseinander zu wirren; ich begnüge mich, auf einige Ungereimtheiten hinzuweisen und erkläre von vornherein, daß mein Waffengang damit beendet ist.

Zunächst scheint mir die Dienstwilligkeit, mit der eine Ehrenrettung des genannten Buches vorgenommen wird, eine sehr überflüssige. Ich habe das Buch in seinem materiellen Inhalt ja gar nicht angegriffen, mein Vorwurf bezog sich eigentlich mehr, wenn ich so sagen darf, auf das, was es nicht enthält. Ich habe nur behauptet, es wird schwer halten, scharf umrissene Charaktere aus dem geringfügigen Material herauszumeißeln. Bei etwas weniger Dienstbeflissenheit würde sich der geehrte Herr das selber eingestehen müssen. Außerdem war mein Urteil umsomehr berechtigt, als ich das Feilchenfeldsche Buch gar nicht zum Thema hatte, sondern dasselbe nur mit umfassenden Werken vergleichend in die Besprechung hineinzog. Dann versucht der verehrte Schweriner Kollege meine Bemerkungen, wer das Lehrobjekt des Werkchens sei, mit allerlei gewundenen Silbenstechereien tot zu machen. Zu dem Ende werde ich von dem gütigen Herrn belehrt, daß „Haus" in „Schule und Haus" Eltern zu bedeuten habe — eine Belehrung, für die ihm manche mecklenburgische Schulkinder dankbar sein mögen, die aber in anderen Kulturatmosphären nach bedenklich dumpfer Pedanterie riecht. Weniger gründlich wurde dabei das Wort „Schule" behandelt. Ich wäre ihm entschieden dankbarer gewesen, wenn er eine Definition für „Schule" im Gegensatze zu „Haus" gegeben hätte; namentlich, da der Herr mit diesem kleinen Wort einen kautschukartig gedehnten Begriff zu verbinden scheint.

Ich war — und mit mir die ganze Welt — bisher der sehr naiven Auffassung, „Schule" heiße, umsomehr in Gegenüberstellung zu „Haus", Schüler, und „für Schule und Haus" bedeute ganz schlicht „für Eltern und Schüler"! Aber da kommt Herr Galliner aus Schwerin und sagt, die Welt befinde sich in einem verhängnisvollen Irrtum, Schule heiße alles andere eher als Schüler, und ich, der ich das Wort in diesem Sinne gebraucht habe, habe eine absichtliche Entstellung begangen. Sollte ich irren, nun, so irre ich mit der übrigen Welt auch ferner und halte an meiner Vorstellung, unter Schule verstehe man, persönlich genommen, Schüler, durchaus fest. Sodann halte ichs aber für ein Unrecht gegen die Lehrer, wenn man sie als Unterrichtsobjekt mit dem Schüler in einen Topf wirft. Das habe ich gerügt, und diese Rüge halte ich aufrecht.

Bernhard Traubenberg.

* **„Altjüdische Armenpflege" in Berlin.** Anknüpfend an den Artikel „Altjüdische Armenpflege" in Nr. 19 Ihres geschätzten Blattes, mache ich darauf aufmerksam, daß meines Wissens auch in hiesiger Gemeinde ein Institut für Leidtragende besteht, welches dieselben Tendenzen hat, wie das Glogauer. Wieweit es seine Ziele verwirklicht, ist mir allerdings nicht bekannt; soviel weiß ich aber, daß einem nahen Verwandten von mir, der erst vor kurzem Leidtragender war, die Büchsen nicht ins Haus geschickt wurden.

O. L., Berlin.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.

